Johannes Kreppel

Die Wiederkehr des Hirten

Johannes Kreppel

DIE WIEDERKEHR DES HIRTEN

*

Auf dem Wege
zu einem anderen Leben

Heimkehrprobleme
in der Moderne

Anlässlich des 90. Geburtstages des Autors wurde 2016 ein Nachdruck des Buches von 1995 in DIN A 4 Format erstellt. Im Druck von 2016 wurden alle von Johannes Kreppel handschriftlich ins Original eingefügten Zusatzbemerkungen und Änderungswünsche der letzten Jahre berücksichtigt. Die vorliegende Buchfassung von 2017 basiert auf dieser Überarbeitung.

Diese Schrift ist
KARLHEINZ HOFFMANN
dem Freund aus frühesten Tagen
gewidmet

Erste Auflage: im Selbstverlag, Manhartshofen 1995
Zweite Auflage: im Selbstverlag, Iffeldorf 2017

Der Hirte
Skulptur von Karlheinz Hoffmann,
entstanden nach der Lektüre des Buches

Der folgende Vorwortentwurf fand sich in einer Mappe mit Texten der letzten Jahre, ohne Datumsangabe und ist vom Autor 2017 selbst noch einmal überarbeitet worden:

Entwurf eines Vorworts zur etwaigen 2. Auflage meines Großessays:

DIE WIEDERKEHR DES HIRTEN

(Fragment)

Da es mir wahrscheinlich nicht vergönnt sein wird, eine Neuauflage meiner wichtigsten Schrift noch selber zu erleben, möchte ich wenigstens noch ein Vorwort dazu beisteuern, ehe ich diese schöne Welt verlasse.

Rühmen war mein erstes Wort – ganz im Sinne unseres Jahrhundertmeisters, R. M. Rilke – es wird auch mein letztes sein! Verehrung und Liebe folgen daraus wie das 'Amen in der Kirche'. Das gilt nicht nur für Christen, auch für pure Jesuaner, wie ich einer bin, ja sogar für die, die glauben, dass das historische Christentum in seiner mythologischen Gestalt überlebt ist und überwunden werden sollte!

Kommt das einem 'Neuen Glauben' gleich? Wenn man will – ja. Ich würde die von mir angezielte Form lieber 'Neues Wissen' nennen, weil dem eine neue Erfahrung zugrunde liegt und weil daraus auch ein neues 'Corpus', also eine neue Form (von Verwirklichung) erwachsen könnte, die primär auf Jesu Wirken setzt (und nicht auf esoterische Deutungen).

Das wäre sowohl mit dem 'Geist der Bibel' als mit dem 'Geist der Natur' vereinbar und würde auch freigeistigen Ansprüchen gerecht werden. Einzige Glaubensbedingung wäre der 'Eine Gott', dessen teilhaft zu werden der eine und alles verbindende Sinn, die Spanne zu überbrücken von der universalen Ursache zum universalen Ziel, causa efficiens und causa finalis in einem, wie später die Scholastiker formuliert haben.

So enthält schon die erste Passage der Genesis bereits die ganze Tragik des Gottesglaubens in der Erzählung vom Höllensturz der unbotmäßigen Himmelsgeister (der Engel) und verbindet so den positiven Sinnglauben mit dessen Infragestellung, was seither als die 'conditio humana par excellence' gilt. Evident, was damit vor Augen geführt werden soll: die Ambivalenzen allen menschlichen Handelns unter den 'Augen Gottes'.

Der oberste in der Engelhierarchie (der Lichtträger) – Lucifer genannt – wird zum literarischen Teufel. Noch der wortgewaltige Mephistopheles, der Widerpart der Faustgestalt, sagt von sich, er sei die Kraft, die stets das Böse will und doch das 'Gute schafft'. Die beiden Grundaussagen, dass der Mensch von Natur gut oder böse sei, gehen von falschen Prämissen aus. Der Mensch ist kein Fertigprodukt, sondern ein sich (immer) erst entwickelndes Wesen, sowohl als Spezies wie auch als Individuum!

Mir ist schon fraglich, ob man seine 'Triebnatur' fein säuberlich von seiner 'Geistnatur' trennen kann, – im Grunde so wenig wie Agieren und Reagieren, Aktion und Reaktion, die auch aneinander gebunden bleiben, wenn sie durch verschiedene Personen repräsentiert werden.

Pessimistische Weltanschauungen wie das Christentum neigen dazu, alles Triebhafte für böse zu erachten, optimistische Weltanschauungen wie das naturwissenschaftliche Weltbild eher zur Verharmlosung der 'condition humaine', die nach moderner psychologischer Einsicht komplex bis widersprüchlich ist – nicht unter demselben Naturbegriff zu fassen. Der (geistige) Mensch ist jedenfalls ein 'reflexives' Wesen, welches eindeutige Begriffe und darum auch 'absolute Wahrheiten' nicht fassen.

Vermutlich gibt es, so wenig es einen Absoluten Menschen gibt, auch keine Absolute Wahrheit und auch keinen Absoluten Gott – jedenfalls in dem hier angepeilten Sinn. Zwar gehen wir von transzendenten Größen aus, wo wir an Ursprung-Situationen denken, die sich zum 'Ganzen' in Beziehung setzen lassen. Die Natur (demgegenüber) kennt nur den 'Vortrieb' ihrer 'Bestände' über sich selbst hinaus – ob als Reproduktion oder Erweiterung, was die alten Griechen Entelechie nannten, also ein Formprinzip, das aller Natur innewohnt.

EINFÜHRUNG

in einen aktuell gebliebenen Text

O, dass der letzte Teil meines Lebens noch währte,
Atem und Können hätt' ich genug,
Deine Werke zu preisen ...

Vergilius, Bucolica

1

Im Herbst 85 waren wir aus Wethen nach Bayern zurückgekehrt. Der hier vorliegende Essay ist wenige Monate darauf, im Frühjahr 86, gelegentlich eines Ferienaufenthaltes in Sezze bei Rom konzipiert, der weitaus größte Teil der Texte bis ins Jahr 88 hinein geschrieben worden. Nur ein Teil meiner Aufzeichnungen (allerdings) hatte Eingang gefunden in die fünf von sieben ursprünglich geplanten Kapiteln, die bisher als Fragment vorlagen. Ich werde später erklären, warum die Arbeit damals unvollendet blieb.

Da ihre zeitkritischen Bezüge den 80er-Jahren verhaftet waren, hatte ich eigentlich nie erwogen, diese umfänglichen Reflexionen in einen anderen Kontext zu stellen, so bedauerlich ich es fand, dass sie dadurch für den größeren Zusammenhang verloren gingen. Der Wunsch, auch von Leserseite, die unvollendete Arbeit auch noch nach so vielen Jahren abzuschließen, ließ sich nur erfüllen, wenn es gelang, sie in ihrem urspünglichen Rahmen zu belassen; das hieß auch, die *literarische Fiktion* und, so weit möglich, den O-Ton der damaligen Niederschriften aufrecht zu erhalten.

Erst gegen Ostern 95 – in Hinblick auf den 70. Geburtstag von Karlheinz Hoffmann, dem die Texte schon damals gewidmet waren, hatte ich damit begonnen, mich neuerdings auf sie einzulassen, die Fülle von Einfällen, Texten und Skizzen, die damals

unverarbeitet geblieben waren, noch einmal aufzugreifen und sie in den vorgegebenen Rahmen einzupassen. Dass dabei letztlich auch etwas Neues entstanden ist, war unvermeidlich.

Wer heute dieses Konvolut von sehr unterschiedlichen Texten zur Hand nimmt, muss sich zuvörderst eines bewusst machen: die niedergelegten Gedanken aus den 80er-Jahren stammen noch aus der Zeit der ungeliebten westeuropäischen Friedens-bewegung, gleichwohl schon aus deren letzter Phase vor Wende und Mauerfall, nämlich der des beginnenden Wandels in Osteuropa durch Gorbatschow. Ich betone das nicht von ungefähr, ist er es doch gewesen, der von dieser Friedens-bewegung später gesagt hat, dass sie ihm erst das Vertrauen und den Mut gemacht hätte zu seiner, die neuere Weltentwicklung revolutionierenden Politik.

Wer sich in dieser gedächtnis-armen Zeit, der immer wieder die nötige Selbstdistanz abhanden zu kommen droht, noch erinnert: diese Jahre sind gekennzeichnet gewesen durch den Kampf gegen den *Rüstungswahn* sowie durch das Aufkommen der *Umweltbewegung*. Damals entstand – im '*Unbehagen an der Kultur'* (Sigmund Freud) und im Ringen um die *EINE (ungeteilte) WELT* – auch die *Lebensstilbewegung*, von der wir, zusammen mit den Jungen, glühend hofften, dass sie die Erde nachhaltig verändern, ja dass daraus wo möglich die Kulturrevolution des 21. Jahrhunderts hervorgehen würde!

Da es der Gesamtbewegung, die zunächst vor allem eine Jugendbewegung war, an einer tieferen kulturellen Verankerung fehlte, galten meine religiös-spirituellen und geschichts-philosophischen Exkursionen schon immer vorallem deren Einbettung in größere geistige und historische Zusammenhänge. Im Kern der Sache ist es mir dabei stets um die Entwicklung von Kulturperspekiven zu tun gewesen, die in der Epoche weltweiter Konfrontation sträflich vernachlässigt worden waren.

Die damaligen Politikereignisse sind also nicht selbst Gegenstand meiner Arbeit, sie stellen nur den Zeit-*rahmen* für Überlegungen dar, die das Zeit-*historische* jederzeit und grundsätzlich transzendieren. Die Tatsache indes, dass die dargelegten politischen Hauptpositionen durch keine Ver-änderung seither wesentlich überholt worden sind, mag recht-fertigen, auch die politischen Teile dieser Schrift unverändert nachzudrucken.

Wer den Autor kennt, weiß, dass bei seinem Ringen um ein besseres Leben stets das *Gemeinschaftlich-Verbindende*, nicht das *Individuell-Trennende* im Mittelpunkt stand: an Wegeverbindungen mit-zu-bauen, die die Welt einer gemeinsamen Zukunft in Ost und West, in Nord und Süd näher bringen konnten. Dabei galt es immer wieder auch, der Ignoranz und dem Zynismus, dem Opportunismus und Defätismus zu widerstehen, die über alle Zeitumbrüche hinweg vorherrschen.
Mag vieles von dem, was wir uns damals ersehnt hatten, auch heute noch in den Sternen stehen – die alte Hoffnung auf entschiedene Veränderungen wollen wir uns nicht nehmen lassen!

2

Doch nun zu einigen inhaltlichen und entstehungsgeschichtlichen Aspekten! Äußerer Anlass und zugleich die den Texten zugrunde liegende literarische Fiktion war ein *Ferienaufenthalt in Sezze* südlich von Rom, an den Ausläufern der Lepinischen Berge - im Landhaus einer deutschen Freundin; eine erste Wiederbegegnung mit Latium und Rom nach über dreißig Jahren, im Alter von sechzig Jahren der Abschluss einer Lebensperiode zugleich, die im Römischen Katholizismus ihren Ausgang nahm, um zu einer *Wieder-kehr* und zu einem *Wieder-erinnern* zu verlocken, die zuletzt (zwar) nur unter für mich völlig veränderten Umständen stattfinden konnten.

Diese *Wieder-begegnung* mit ältestem europäischem Kulturboden, mit seinen Mythen und mit seiner Gegenwart, mit Persönlichkeiten zumal, die ihre geistigen Wurzeln dereinst wie der Autor selbst an den Gestaden des Mittelmeers – bei den Juden und den Griechen, bei den Römern und den Christen – gefunden hatten, führte zu einer *Selbst-begegnung sonderart*: des Zeit-genossen, des Europäers, des Deutschen mit Problemgeschichten der verschiedensten Art, nicht zuletzt der eigenen.

Der verlorene Sohn – so könnte gut der Titel der Weltgeschichte lauten, heißt es an einer Stelle; *der verlorene Sohn - das war ich selbst,* liest es sich an
einer anderen. Eine, wie ich heute finde, sehr *deutsche Konstellation!* In solcher Spannung (jedenfalls) erfährt das Gleichnis auch in der Neubearbeitung seine historische, politische, literarische Ausdeutung.

Worum es mir dabei (in diesem erweiterten Sinne) ging: den Charakter der Parabel für ein durchaus *neues Verständnis von Heimkehr* zu öffnen, ohne die tiefsinnigen Bilder des uralten Mythos zu opfern! einer Heimkehr, die – mit der *'Wiederverzauberung der Welt'* (Morris Berman) – nicht nur die erneuerte *Heiligung der Erde* sondern eine Wiederkehr des *hirtenpriesterlichen Menschen* mit anbahnen sollte! Solches Verlangen hatte, zu Beginn des neuen ökologischen Äons, kein *‚Zurück zu den Vätern'* mehr anzusagen – sind *sie* es doch gewesen, die die zivilisierte Welt so gründlich wie nie zuvor ins Abseits geführt hatten – sondern die *Wieder-gewinnung* der in ihrem Patriarchalismus (einerseits), in ihrem politischen Opportunismus (andererseits) verloren-gegangenen *'Welt-frömmigkeit'* (Teilhard. de Chardin).
Allzu häufig (doch) hatte das jesuanische Gleichnis, wenn schon immer gut für *Heim- und Umkehrrufe* aller Art, der bloßen Restauration von Verhältnissen dienen müssen, die längst überfällig waren. Die von mir vorgetragene Argumentation plädiert folglich für schöpferische Zukunftsmodelle, die, der kollektiven Sünde wider die Gottesschöpfung *auch* in der Kultur voll gewärtig, den Raum für tiefer greifende Veränderungen öffnen sollten. Das tangierte immer auch die Freiheit der Individuen aber weit mehr noch die Formen ihrer weithin fehlgeleiteten Vergesellschaftung.

Dem Signal, das ich damals hatte setzen wollen: meinen Zeitgenossen unmissverständlich jenen Punkt anzusagen, von dem aus, wo nicht ein radikaler Wandel statt hat, alle Wege nur mehr in die Apokalypse führen konnten, war dann, wundersamer Weise, der Paradigmenwechsel durch Gorbatschow gefolgt. Niemand hatte einen solchen *mehr* herbeigesehnt als wir, die wir nur winzige Glieder der großen europäischen Friedensbewegung waren; niemand hätte ihn damals für die unmittelbar bevorstehende Zeit vorhersagen können. Nur war damit, wie sich bald herausstellen sollte, der entscheidende Durchbruch noch keineswegs gelungen.

Ja, der herbei-gesehnte *Epochenumbruch* – dessen konnte man nur allzu schnell ansichtig werden – steht bis heute aus. Viele der alten Problemstellungen und Konfrontationen, an die man gar nicht mehr gedacht, von denen man zumindest geglaubt hatte, sie würden sich nun automatisch leichter lösen lassen, meldeten sich in neuer Gestalt mit unverhohlener Hartnäckigkeit zurück. Den Hoffungslarven entkrochen mit umso gewaltigerer Heftigkeit neue

nationale und regionale Konflikte in Südosteuropa und Russland. Fast hilflos stehen wir ihnen noch heute gegenüber.

Während nach wie vor überall die alten Mächte und Mächtekonstellationen dominieren, nahmen auch in der neuen deutschen Binnengesellschaft (nach der wiedergewonnenen Einheit) die sozialen, rechtsstaatlichen und psychologischen Probleme neue, nicht vorhergesehene Dimensionen an. Aber auch in Westeuropa stehen nationale und wirtschaftliche Interessen der Selbstbestimmung der Menschen, Völker und Regionen wieder einmal nachhaltig in der Quere, statt die Wege endlich freizumachen für eine multilaterale und multiversale Weltkultur von morgen.

Ein Grund mehr, mich noch einmal an diese Schrift heranzuwagen! Die grundsätzliche Neubesinnung jedenfalls, um die mir schon damals zu tun war, verlangte von Anfang an die *Umkehr von verhängnisvollen Wegen!* Ins Positive gewendet, hieß das: *Wege zu einem anderen Leben* aufzuzeigen.

Die Änderung des ursprünglich vorgesehenen Titels – LEBENSZEICHEN VOM VERLORENEN SOHN – *Heimkehr-probleme, nicht ohne Selbstdementi* – ergab sich für mich zwingend, als mir deutlich wurde, dass der neue Titel – DIE WIEDERKEHR DES HIRTEN – dem alten verbal eigentlich nur hinzufügt, was an Substanz bereits in ihm steckte, ist *der verlorene Sohn der modernen Zivilisation* doch kein anderer als der *der Erde untreu gewordene Hirte der abendländischen Tradition.* Dabei bildet das Gleichnis Jesu nach wie vor eine eigene Re-flexionsebene.

'*Was heißt! und zu welchem Ende studiert man Universal-geschichte?'* hatte Friedrich Schiller dereinst gefragt, um zuletzt zu antworten: '… *um des Vermächtnisses der Geschichte willen an uns!* Freilich, was könnte dies heute bedeuten? Was fügen *wir* – in geschichtsloser Zeit – denen unter den Händen so vieles zerronnen ist, dem hinzu? ...*um Erinnerung zu stiften* – damit ein für allemal die Wiederholungszwänge zu Ende kommen, unter denen deutsche Geschichte so lange hat leiden müssen!

Erinnerung zu haben aber bedeutet nichts anderes als *Religion* zu haben! um *Herkünfte* wie um Hinkünfte zu wissen - ohne irgendetwas zu beschönigen! nicht weiter in den Tag zu leben, wie nur zu viele es heute tun! Da konnte es nicht ausbleiben, dass den

apostrophierten *Heimkehrproblemen* (im Untertitel) *Visionen von Zukunftsmodellen* folgten, wie sie vor allem in der ZWEITEN, VIERTEN UND SECHSTEN ANNÄHERUNG vorgestellt werden, nicht zuletzt eigene.

Erinnerung – bei den alten Griechen *Mnemosyne:* Begriff und Personifikation des Gedächtnisses – erscheint in meinen Texten immer wieder als *Re-visio – Rück-schau.* Einzig die Erinnerung heilt – werde ich noch oft formulieren. Hier sollte es nur die Voraussetzung bilden für die notwendige *Re-volutio – die Um-kehr im Geiste!* denn erst bewusstes *Um-denken* – indem es zur Besinnung ruft - bringt Menschen und Dinge zu sich selber zurück.

Die *'Verlorene Geschichte'* von neuem ein Stück weit auf-zu-arbeiten, zu *'bewältigen'* (ich weiß, dass das Wort neuerdings wieder einmal in Ungnade gefallen ist): das konnte natürlich nicht den vulgären Geschichtsrevisionismus um Nolte bedeuten!

3

Zuletzt einige Anmerkungen zur Form. Durch die ganze Arbeit ziehen sich gleichsam axial geführte Aspekte, auf die ich immer wieder zurückkomme: sowohl meiner eigenen Bewusst-seinsgeschichte – ich habe dieser nun in der SECHSTEN ANNÄHERUNG einen noch größeren Raum eingeräumt – als auch zeitgeschichtlicher und theologischer Art, etwa durch die *Parabel vom Verlorenen Sohn*. Das autobiografische Element – in enger Verbindung mit dieser Parabel, aber auch die ständigen Rückgriffe auf Zeithistorisches sind vielleicht überhaupt als das anzusehen, was dem losen Ganzen, das ja auch noch Raum geben musste für unsere Eindrücke von Land und Leuten, so etwas wie eine durchgängige Struktur verleiht.

Nicht zuletzt sollte der Leser vor der Lektüre wissen, dass es sich bei den vorgelegten Texten nicht um eine systematische Arbeit und nicht einmal um konsequent in sich abgeschlossene Kapitel handelt (das gilt auch für die nur durchnummerierten Abschnitte), sondern um die Meditation und Assoziation von Einfällen zu den drei Themenbereichen, wie sie im Titel vereint sind – eher in der losen Weise eines Tagebuchs. Zu den Titelthematiken gesellen sich die Schlüsselthematiken, an denen der Autor seine philosophischen und theologischen, soziologischen und

psychologischen, historischen und friedenspolitischen Ambitionen zu demonstrieren sucht.

Das Ineinander von autobiografischer Reflexion und politischer Zeitgeschichte, von visionärer Kulturanthropologie und eschatologischer Theologie – als Zeugnisse meiner Geistesgegenwart – mag nicht eines Jeden Sache sein. Was mich an der eigenen Arbeit jetzt selbst zunehmend fasziniert hat: dass die damals niedergelegten Gedanken ihre Gültigkeit durchaus nicht verloren haben und schon deswegen ein *Zeitdokument* darstellen, das ich meinen Kindern wie meinen Freunden nicht vorenthalten darf.

Zum Aufbau im Einzelnen darf ich anmerken: Die ANNÄHERUNGEN EINS BIS VIER sind sprachlich überarbeitet und zur Verdeutlichung der Inhalte da und dort minimal ergänzt. Die FÜNFTE ist z. T. stark überarbeitet und durch neue Textpassagen vervollständigt; das erzwang schon der Übergang zu den neuen Teilen. Der größte Teil dessen, was von der FÜNFTEN ANNÄHERUNG eliminiert worden ist, erscheint in den späteren in anderen Zusammenhängen.

Der Rest, um eine ACHTE ANNÄHERUNG verlängert (um wenigstens die noch ungedruckten Hauptartikel unterzubringen), basiert zwar auf Texten und Skizzen von damals, ist aber natürlich erst jetzt zu dieser Form aufgewachsen. Die Umfänglichkeit der damaligen Aufzeichnungen erzwang aber auch manchen Schnitt. So habe ich auf eine ganze Reihe von Texten verzichtet, die im Zusammenhang mit dieser Arbeit damals geschrieben worden sind.

Nun aber noch kurz zu den Gründen, warum ich erst heule die Arbeit im Ganzen vorlege. Es gab vor allem zwei außergewöhnliche Momente, die mich damals innehalten ließen, zwei Einschnitte in der Text-Geschichte, die ich hierfür namhaft machen kann: einen zeitgeschichtlichen und einen mehr psychologischen; ich nenne zuerst den letzteren.

Hatte ich mich noch bis ins Jahr '87 mit meiner alten ADLER geplagt, so stand ab April 88 der neue ATARISCHREIB-COMPUTER zur Verfügung – eine wahrhaft beflügelnde Arbeitserleichterung, sobald man die Wundermaschine beherrscht! Eine psychische Irritation, die nur wird gewichten können, wer selber schon einmal in eine solche Lage gekommen ist, brachte mir ganz

zu Anfang die böse Erfahrung des Absturzes eines längeren Textabschnitts ein, bevor ich ihn gesichert hatte. Was ich auch versuchte, das mühsam Erarbeitete kehrte nicht wieder. Das damit verbundene Schockerlebnis saß mir lange in den Knochen, handelte es sich doch um gewichtige Seiten der SIEBENTEN ANNÄHERUNG, die ich (im Übrigen) erst jetzt zu rekonstruieren vermochte!

Das politisch Irritierende aber war jenes Großereignis der Zeitgeschichte, von dem ich eingangs sprach, im Grunde bereits das Abklingen der Ost-West-Konfrontation seit der Anerkennung der DDR durch Bonn (87), das gar manchen aktuellen Impuls zu relativieren begann. Je mehr wir uns der *Schwelle der 'Zeilenwende'* näherten, desto mehr schien der politische Gegenstand zu verfallen, der mir diese Schrift aufs Herz gelegt hatte. So machten mich die Vorboten kommender Ereignisse, nicht als ob ich sie damals konkret hätte einschätzen können, mehr und mehr unsicher, bevor ich die komplette Arbeit über die Bühne bringen konnte.

Erst sechs Jahre nach Wende und Mauerfall, als so mancherlei ernsthafte oder auch nur leichtfertige Hoffnungen enttäuscht worden waren, wollte mir der fragmentarisch gebliebene Text – mit zunehmender Tendenz – wieder aktuell genug erscheinen, um ihn neuerdings das Licht meiner kleinen Lesergemeinde erblicken zu lassen. Der Kern des Vorgetragenen war, wie auch der Leser erkennen wird, an die politische Aktualität gar nicht gebunden. Ja, in wie mancherlei Hinsicht werden meine Reflexionen, die sich auch als *Vermächtnis der Kriegsgeneration* lesen lassen, (womöglich) noch immer zu früh kommen?

Johannes Kreppel

Manhartshofen, den 15. Juli 1995

LATINISCHE REMINISZENZEN

Von 1986 / 88

– in einer Bearbeitung von 1995 –

Blick auf die leppinischen Berge – Terrasse des Hauses
unserer Freundin Christiane Reinicke in Sezze,
ca. 80 km südlich von Rom

Rousseau will nicht, dass man in den Naturzustand zurück-gehen sondern dorthin zurück-sehen soll

Immanuel Kant

ERSTE ANNÄHERUNG

Die berauschende Fahr! von Florenz – durch die Toskana, Umbrien, die ‘Campagna‘ – hinab ins schon so südliche Latium lässt mich noch nach zwei Tagen kaum hier angekommen sein, während meine beiden Frauen – meine Frau Almuth und meine alte Mutter – anscheinend keine Probleme mit ihrer Akklimatisation haben. Aber einmal, als das entfernte Meer und die Tiefebene schon in den Abenddunst eingetaucht sind, rundet sich im Gefühl doch ein erster Tag, beginnt der schweifende Blick sich einzurollen. Sezze, die Stadt auf dem Berge, noch eben wie ein blühender Fels in der Gegendämmerung, steckt Lichter um Lichter auf, die sich in der flirrenden Luft spiegeln wie in einer Glaskugel, während die Grillen in den Gesang der Nachtigallen einfallen. Den ganzen Terrassengarten hinab beginnt es von Leuchtkäfern zu blitzen, bis ein regelrechtes Feuerwerk das letzte Tageslicht eingesogen hat.

1

Arkadien – eine Abendstimmung? Und noch immer ein abendländisches Gefühl – passend zu den *‘Tröstungen der Philosophie’* des mit seinem Leben abschließenden Boethius, mit dem die Antike starb, in jenem unsäglichen Vorgefühl, das schon die ganze Ambivalenz von Abendland enthalten sollte? passend zur Wahrheit von Erkenntnis, die eine Wahrheit wider die Macht ist, wider die fortschreitend-zerstörerische Gewalt der europäischen Zivilisation. Wo immer Rousseaus unverwüstlicher Ruf wieder laut wurde: hätte er nach solch unglückseliger Missachtung, solch unvorstellbarem Verlust von Natur, der in gut zweihundert Jahre technischer Ausbeutung nach ihm eingetreten ist, heute nicht erst mal *Zurück zur Kultur* anzusagen? Denn im Geist menschlicher Hybris lag allemal beschlossen, was zurecht Sünde genannt wird.

Gewiss, es gibt keine Natur an sich, aber auch keine, die bloßes Material für den Menschen sein dürfte, keine, die über solche Zeiträume *‘unbetreut’* (Fr. Heer), ja ohne Selbstachtung fortexistieren wollte! Nur eine Erneuerung jenes abgetöteten menschlichen Gefühls für das Kontinuum von Natur und Kultur, von Leben und Geist, von Gelingen und Versäumnis, von Freiheit und Schuld, bevor es denn gänzlich zerbricht, könnte uns retten. Ich denke zu wissen, wovon ich rede: denn alle Umkehr im Geist beginnt mit dem Fegefeuer der Selbsterkenntnis.

Als wir vor einem halben Jahr von zuletzt schwindelerregender Lebensreise nach Bayern heimkehrten, musste ich unverzüglich noch einmal ins Gericht. Unendliche Trauer hatte sich meiner bemächtigt. Ich wusste, niemand würde mir dabei helfen können, sie abzutragen. Sie ließ sich auch nicht sogleich thematisieren. Zu eng bin ich in meinem Scheitern mit den Menschen und Dingen dieser Jahre verwoben gewesen. Und wo der Hauptschlüssel dazu auch in mir selbst verborgen sein mochte: ein Urteil über das Erreichte wie über das Versäumte lag nicht bei mir allein.

Wenn ich heute ein solches Zeitzeichen zu geben versuche, drängt sich mir – nach einer lebenslangen Herausforderung ohnegleichen – ein Thema auf: die *Frage nach der Heimkehr* in einem doppelten Sinn: als Frage nach persönlicher Ankunft, des lebensgeschichtlichen Prozesses (also) bei mir selbst; in einer Kreis-

bewegung (zugleich) historischen Ziel- und Heimfindens meiner Zeit: als Frage von Erfüllung in konvergierenden Sinnhorizonten. Was solche Ankunft freilich in einem wie immer vorgestellten Jetzt von Zeit und Erkenntnis, in der Verwobenheit so unterschiedlicher Ebenen, bedeuten mag. verspreche ich mir Aufklärung durch Überlegungen einer literarischen Gestalt, die beide Ebenen in einer Parabel verbinden könnte: zum *Verloren-Unverlorenen Sohn* der jesuanischen Gleichnisrede.

Solche Frage nach der Heimkehr stellt sich mir selbstredend nicht erst heute, aber unter den gegebenen Umständen doch neu und anders als früher; sicher nicht zum letzten Mal, aber gleichsam auf finale Dinge hin, die unweigerlich den Geist *'zurücksehen',* resümieren lassen. Schließt sich mit dieser Heimkehr ein Kreis? eine Pilgerschaft zu Ende zu bringen, die bis zuletzt Aufbruch war und *'Ankunft'* – nicht nur *'irgendwo'* (wie es einst in einem meiner frühen Gedichte hieß) – als *'Verweilen'* und letztlich als Beharrendes nicht gekannt hat?

Dabei ist für mich die Verknüpfung meiner Lebensdinge mit den allgemeinen Schicksalsfragen eigentlich in jedem Lebensalter zwingend gewesen. Ich hätte mich nicht dagegen wehren können. Nur dass in meinem persönlichen Schicksal Glück und Scheitern stets so nahe beieinander wohnen mussten, war mir lange Zeit unbegreiflich, sollte mir erst spät als die Fügung erscheinen, durch die mir das Leben bis zuletzt wundersam offengehalten ward.

1950 – im Vorjahr des Scheiterns meiner ersten Ehe – als ich das Hörspiel *,Die verlorenen Söhne'* schrieb, ein Zeugnis meiner Angst vor der Heimkehr der Väter (was ich erst später voll begriff); der erst allmählich bewusst werdenden Furcht, von der abgründigen Geschichte der Deutschen noch einmal eingeholt zu werden, stand der Verlorene bereits im Plural, war kollektives Schicksal längst angesagt.

Unterwegs-sein ist bereits mein Lebensthema gewesen, nicht ohne weiteres mein Schreibthema. Und doch habe ich es auch als Schreibender immer neu zu buchstabieren versucht. *,Der unbehauste Mensch'* (Holthusen) – der Verlorene Sohn per definitionem – sollte ich selbst sein, in mancherlei Gestalt: der, als der Krieg zu Ende war, nirgendwo mehr blieb, keiner dauerhaften Anpassung fähig, wie meine Nächsten meinten (so wünschbar mir das zuzeiten selber schien), ohne je mehr wiedergefunden zu haben, was die Menschen Heimat oder Vaterland nennen.

Noch nach Wethen hatte mich so etwas wie die Sehnsucht nach dem größeren Vaterland der Deutschen geführt, ein spiritueller und in gleicher Weise politischer Impetus, mit der *Vision der Neuen Kultur* und der Bereitschaft zu größten Anstrengungen verbunden. Aber auch dort, im mitteldeutschen, dem zentralen deutschen Landschaftsraum, wo einst das Herz der Aufklärung schlug, einer Geisteskultur, von der ich auf den Spuren der Klassiker seit meiner Schulzeit geträumt hatte, ist mir weder Heimat noch Heimkehr beschieden gewesen.

2

‚Der verlorene Sohn‘ – also doch mehr ein Mythos für Völkerschicksale? Es könnte gut der Titel der Weltgeschichte so lauten! Als Symbol für geistige, für männliche Schicksale sagt das Gleichnis von Anfang an nichts Eindeutiges. Wer verlässt schon freiwillig sein Angestammtes als auf der *Suche nach dem verlorenen Glück.*

Wer in diesem Jahrhundert von zuhause fortgeht, wird zu keinem Odysseus mehr werden, dem einstigen Helden ruhmreicher Heimkehr! Als Geschlagener wird er heimkehren, wo ihm überhaupt Heimkehr widerfährt. Von niemandem berufen, kein Ausgesandter mehr, wird er am ehesten noch ein Flüchtiger sein, ein Vertriebener! Im Durchschnitt (jedenfalls) der *‚Erdengast‘* bleiben, der nirgendwo zuhause sein wird, ein Pilger zum Unendlichen...Und doch wird es Wiederkehr, vielleicht Wiedergeburt geben, wo immer innere Umkehr gewollt und möglich ist.

Mag der moderne Interpret auf die verborgene Ambivalenz der parabelhaften Umkehrgeschichte mit ihren zwei völlig verschiedenen Teilen und Gesichten mehr die Vision von Selbstbefreiung und Selbstverwirklichung gründen oder mehr eine damit im Grunde innig verbundene gesellschaftliche Utopie; er wird nicht mehr den blanken Willen zur Beharrung und Beständigkeit bewahrter und bewährter (?) Väterordnungen im Auge haben, was immer man darunter verstehen mag.

Das Gleichnis als solches: eine typische Rahmengeschichte, die wie alle Lehrerzählung mit ihrem Ende beginnt, jedenfalls um dessentwillen erzählt wird! Wir sind zwar auch sonst gewohnt, Geschichten sozusagen von rückwärts aufzurollen; es wird uns nur

kaum mehr bewusst. Einst hatte ich die Idee von Geschichten, die, wo sie enden, erst beginnen sollten. Ihr lag die Erfahrung zugrunde, dass wir bei Lebzeiten zu sterben hätten: dann aber finge alles erst an – ist es mit enttäuschten Hoffnungen doch nicht getan. Auch gehört die Zukunft nicht mehr den Zyklopen (der einäugige Polyphem konnte nicht einmal blinzeln, geschweige denn Trauer tragen).

Damit soll gesagt sein, dass dem Geist nichts bloß vergangen ist, wenn wir uns entschließen, unsere Geschichte im Ganzen wahrzunehmen und nicht nur in den jeweils angenehmen Details; dass die Erinnerung dann aber auch heilt, schon weil sich eine allgemein wünschbare, eine gemeinsame Zukunft erst ausrechnen lässt, wenn Menschen zu dem stehen, was sie schuldig geblieben sind.

Das aber wird eine andere Zukunft sein, als sie die unersättlichen Philister einer nur mehr politisierenden und polemisierenden Zeit parteiischer Blockbildungen auch nur ins Auge zu fassen vermögen, denen es an distanzierender Phantasie wie an zusammen schauender Poesie durchaus gebricht Es kann und darf keine Wiederkehr von Geschichte auf Pferdefüßen geben!

Ein Einfall – im Nachgang zur mehr tragischen Trilogie von *'Türmer, 'Synagoge, 'Lamm Gottes',* (Zehnjahresschriften für Karlheinz Hoffmann) – dem ich hier in Sezze einen Augenblick lang nachhing: diesmal ein Satyrspiel abzuliefern, ohne neue Thesen und Antithesen! So nahe den Verlockungen Circes (30 km Luftlinie nach St. Felice-Circeo), so angerührt von den Lebensgeistern des Altertums (kein Urlaub von der Lektüre!), dachte Odysseus in mir, könnte ein kleines Spiel auf dem Thespiskarren auch Lustiges und Listiges zum Ernst der Lage beitragen. Schließlich enthielte auch die Satire eine Konfession, nicht der ausgefallensten Art.
Aber über die martialischen Realitäten, wie ich sie sehe, hilft kein Scherz hinweg. Auch vermag ich so böse nicht zu sein, wie man es heute als Satiriker sein müsse, dem das Lachen vergangen ist. Es hat sich ohnehin schnell wieder die gewisse, mehr inhaltlich gefärbte Schwermut eingestellt, die meinem Lebensgefühl wie meinen geistigen Schöpfungen das eher Gemäße zu sein scheint. Wenn die Affinität von persönlichen und Gemeinschicksalen metaphorisch gesichert ist, die *Geschichte vom Verlorenen Sohn* sich erst recht als nachdenkenswert aber auch als etwas völlig Unsentimentales erweisen.

3

So groß die Selbstzufriedenheit der politischen Mehrheiten in diesem Lande heute sein mag: mit Heimkehr-Gedanken wird sich ihr Wohlstandsopportunismus schwerlich verbinden lassen.

Andre Gide, als er in seiner ‘Rückkehr des verlorenen Sohnes’ den jüngsten der Brüder zu dessen Fortgehen bestärkte, hatte einst darauf spekuliert, dass wenigstens dieser *nicht* wieder-kommen möge. Wenn wir uns die ganze Geschichte aktuell neu auszudenken hätten: wir dürften ihn noch weit weniger heim-kehren lassen – und nicht nur, weil ihn daheim in den meisten Weltgegenden Gefängnis und Tod erwarten! Mein Gesichtspunkt wäre noch ein anderer. Denn nur als Verwandelter wird er umkehren! Warum dann aber zurück?

Wir müssten vor allem den Zirkelschluss der Parabel neu durchdenken, der nur den Status quo zu sichern hat, der Entwicklung in der Sache aber wenig dienlich ist. Eine eindeutige Alternative zwischen dem fortgegangenen (dem ‚*sündigen*‘) und dem daheimgebliebenen älteren (dem ‚g*erechtfertigten*‘) Bruder, über die Gide nachdenkt – im Grunde also zwischen den Prinzipien der Veränderung und denen der Beharrung – kann es nicht wirklich geben! Wir würden staunen, was geschähe, wenn die Figuren selber zu handeln begönnen, statt nur pastoralen Anweisungen zu folgen!

Erst dann nämlich stellte sich die Frage, wie sich so etwas wie Heil, Erlösung, Befreiung, Erneuerung in die von ständigem Verfehlen bedrohte Schöpfung Gottes verändernd einfügen ließe. Der jesuanische Ansatz, als die Alte Welt kreißte, seine gewalt- aber keineswegs handlungsfreie ‘revolutio humana’ (Michael Brinck) war zweifellos ein ganz anderer Versuch, nämlich beide Prinzipien – einen durchaus unabsehbaren politischen Anstoß und eine tiefe spirituelle Rückbindung – miteinander zu verflechten! Was anderes wäre Religion?

Ich vermag das hier vorerst nur anzudeuten: *re-volutio*, das würde wie zu Jesu Zeiten noch heute *re-visio*, Revision der bestehenden Verhältnisse bedeuten; gewiss, auf eine geistige und friedfertige Art, in heutiger Sprache: durch *spirituelle Veränderungen und Umwandlungen im Bewusstsein*. Aber natürlich, so war es immer, man muss die Dinge nur rund denken: Gottes noch eben

unverstandenen Söhne, die sich Christen nannten, wurden, noch ehe sich die Weltgeschichte darauf besonnen hatte, ihrerseits (wieder) zu verständnislosen Vätern. Wie schnell auch werden immer die eigenen, frühen Selbst-versprechen vergessen!

Dazu kommt ein zweites: über ganze Epochen hinweg ist unser Gleichnis, genau genommen, nicht nur mit wechselnden Personen durchgespielt worden; wechselnde Positionen und Instanzen bedurften auch variabler Inhalte. So mag Geschichte oft genug überhaupt ihrem eigenen (voreiligen?) Zirkelschluss zum Opfer gefallen sein.

Die aszetische Kultur der Mönche, die in der evangelischen Forderung des Alles-Verlassens gründete, im Grunde das ganze Mittelalter, dem der *homo viator*, das *Unterwegs-Sein* Leitbild war, bezeugen ein Menschenbild aus jesuanischer Mentalität. Aber es konnte auch ganz anders kommen! Mit der *Gottergebenheit* der reformatorisch-mystischen Tradition wie mit der *Erlösungs-gewissheit* des gegenreformatorischen Biedermeier verband sich eine rechtgläubige Innerlichkeit, die eher das Daheim-bleiben favorisierte, ja sich eher mit dem Staat verbündete als dem weltlichen Regiment Widerstand entgegenzusetzen wie einst Jesus das getan hatte, der weiter-gegangen, ja entschieden über das hinaus-gegangen war, was ihm in seinem Vaterhaus aufgetragen schien.

Alle Christentümer sind seither solcher elementaren Spannung zwischen Anpassung und Widerstand, Weltauftrag und Weltflucht, Macht und Verfolgung ausgesetzt gewesen, zwischen kausalen und finalen und, wenn man so will, zwischen Vater- und Sohn-Aspekten. Diese Dialektik, die die Dialektik des Kreuzes ist, ist unaufhebbar. Bis ins vierte Jahrhundert sind Weltauftrag und Weltherrschaft keineswegs identisch gewesen – bis die Christen sich eines Tages, ihrem Sendungsauftrag entgegen, auf der Seite der Machthaber und künftigen Eroberer wiederfanden – durch eine lange Unheilsgeschichte hindurch.

Mit dem Begriff der Säkularisierung belegt man zutreffend nur den Vorgang der *‘Verweltlichung ‘ des Glaubens*, mit *‘Weltauftrag’* (Gn 1,28) hat das wenig zu tun. Dem gegenüber war die sog. *Säkularisation,* der Verlust großer weltlicher Güter, eintausendfünfhundert Jahre später, eine einzigartige Gelegenheit, die Institution der Kirche und damit die vollkommen unan-gemessene Weltherrschaft der Christen wieder zurück-zu-führen

auf die alte ursprüngliche *religio*, die eine welt-umspannende geistliche wie weltliche Genossenschaft sein sollte, nichts anderes.

Wie man weiß, ist diese Chance einer Revision fehl gelaufener Entwicklungen kläglich verpasst worden. Was stattdessen eintrat (auch eine Form von Säkularisierung): die *Verweltlichung der Welt,* an deren Ende der von Nietzsche angekündigte Nihilismus stand (samt der von ihm so sehr befürchteten Vermassung). Als erst der Himmel preisgegeben war, konnte auch jene *Welt- und Naturpreisgabe* greifen, durch die die Gottesschöpfung heute zerstört zu werden droht.

Ich denke, daran kann deutlich werden, wie der historische Rundlauf ursprüngliche Distinktionen geradezu verwischt. Aber wer von uns, Hand aufs Herz (wenn wir von den Ängstlichen und Engen im Glauben absehen), würde sich heute noch mit den großen Glaubensgewissheiten bloß abfinden wollen – in einer Zeit, da alle einschlägigen Katastrophen bereits stattgefunden haben! Schon darum werden einem alle einfältigen und eindeutigen Interpretationen unheimlich. So wird denn zu zeigen sein, dass es auf nichts so sehr ankommt als auf die Ambivalenzen, d. h. darauf, wie wir die Gegensätze aktuell miteinander verknüpfen.

Heute so kritisch, so grundsätzlich in Frage stellend, so revisionistisch zu sprechen – in solcher Verknüpfung von Eigenem und Allgemeinem – hat, so meine ich, seine Berechtigung, auch weil mir geboten scheint, dass ein Mensch sich spätestens mit Sechzig Rechenschaft gibt, über sein eigenes Leben (wenn es denn so etwas gibt) wie über seine Zeit (der einzigen, deren Zeuge er war) – von dieser seiner Zeit sich (wenigstens) postumus ein distanziertes, ein ehrliches Urteil zu bilden, auch um eine noch einmal erneuerte Zeitgenossenschaft zu erwerben!

Wenn ich die Geschichte des *Verloren-unverlorenen Sohnes* derart einzukreisen und auf verschiedenen Ebenen neu zu erzählen versuche – auf eine nachdenkliche, (für den einen oder anderen vielleicht zu lockere) Weise, dann nicht, weil ich für den literarischen Bedarf eine mehr komische Figur in ihm erblickte. Ich vergesse nicht, dass Jesu Lebensgeschichte zu dessen Archetypus wesentlich beitrug, nicht nur aus jüdischer Sicht!

Immerhin wissen wir durch ihn authentisch, dass die Liebe sich nicht in der Gesetzeserfüllung erschöpft – auch nicht als Belohnung für Leistung und Verdienst. Seine Liebe jedenfalls

erfüllte sich bedingungslos, im Dienst an den Menschen und deren Bedürfnissen, die er gesellschaftlich ausdeutete auf ein *erneuertes Leben ‘in der kommenden Welt’* hin (Mt. 10, 30). Dabei war Jesus nicht einmal (wie die Essener) ein Asket. Seine Gegner hatten ihn einen *‚Fresser und Weinsäufer’* nennen (Mt. 11, 19) und nach seinem Tode gar als einen *gekreuzigten Esel* darstellen können. Aber noch uns heutigen mag nichts so ehrwürdig erscheinen wie (etwa) der heilige Gottesnarr, wie ihn das alte Rufland in dessen Nachfolge hervorgebracht hat, wie das, was im Bilde aller Imitatio Christi der Verkennung, gar der Lächerlichkeit preisgegeben scheint!

4

Eine gewisse Unansehnlichkeit, die Widerstand auf ganz neuen Wegen signalisiert, gehört seit langem auch in das Bild der *‚verlorenen Generalion‘* zu der seit dem Ausgang des 1. Weltkriegs jede Jugend sich auf ihre Weise zählen konnte. Als ich (bereits Ende der 50er-Jahre) damit begann, mich schwer zu tun, das Anderssein der nachfolgenden Generation zu verstehen – ich, der sein Erwachsenenleben bis dahin in einer Art intellektuellem Widerstand gegen die allmächtige Restauration verbracht hatte – geriet ich schnell auch den eigenen Kindern gegenüber in eine prekäre Lage.

Der verlorene Einzelne war dabei gar nicht so sehr gefragt, und danach fragt auch unsere Parabel nicht. Schon damals begriff die sogenannte Öffentlichkeit nur mehr auf dem Umweg über die Statistik, was derart in Erscheinung trat. Heute zählt der jugendliche Ausreißer, ob als kultureller Outcast, ob als arbeitsloser Taugenichts, nur mehr nach Legionen, nicht weil die Grund-Bewertungen unter Alten und Jungen naturgemäß auseinander gehen, sondern weil in der Ära des Overkills und des Doppelbeschlusses die Kluft zwischen Anpassung und Widerstand unüberbrückbar geworden ist. Die Jungen wollen eine Welt schlicht nicht mehr verantworten, wie sie ihnen von der Generation ihrer Väter vor die Füße gesetzt worden ist.

Sind unsere Söhne deshalb typische *Muttersöhne*? die sich mehr oder weniger gewaltsam von ihren Müttern los reißen müssen, weil sie sich mit ihren Vätern nicht (mehr) identifizieren können? sehr ‚männlich‘ gerade deshalb ihr *‚Protest’* (A. Adler), wiewohl ihre Power (wie sie das heute nennen) deutlich weiblich ist, insgesamt

androgyn, *Flowerpower* noch immer (Pilgrim entgegen)? Es ist kein Zufall gewesen, dass der Jesustyp bis in die Achtzigerjahre vorherrschend war.

Auch für mich sind die lebensfrohen kalifornischen Blumenkinder der mittleren Sechzigerjahre zuerst wieder etwas von *der* Art gewesen. Damals begann ich aufzuhorchen, der selbst zehn Jahre früher schon auf dem Wege zu anderen Lebensformen war: Worte wie *Spiritualität*, *Einfaches Leben, Neue Gesellschaft* auf den Lippen – unauslöschlich in Erinnerung die furchtbaren Schrecken, die durch mein Volk in alle Welt getragen worden waren. Aber nun, in der Öko- und Friedensbewegung, ging es um mehr als um Resignation – aus Schuld und Scham geboren.

Niemals wieder seit den Tagen des Wandervogels, seit Beginn der Lebens- und Landreformbewegung hatte sich im Selbstbewusstsein einer Jungen Generation Verlorensein mit Widerstand und Aufbruch derart verschmolzen – und nunmehr sollte es auch kein ästhetisches Wind-Ei mehr sein wie dereinst auf dem Monte Veritá. Von nun an nämlich gab es nicht mehr nur Einzelne und Gruppen von Bewegten, es gab so etwas wie eine *Bewegung zu einem Neuen Bewusstsein* – eine Generation, die es auf eine für die Älteren schwer nachvollziehbare Weise, nicht ohne Brüche, aber doch offensichtlich Schritt für Schritt schaffte, sich von den sauertöpfischen, unreflexen, im Grunde korrumpierten Vätergesellschaften, wie sie sich seit dem alten Rom immer wieder durchgesetzt hatten, irgendwie loszumachen – gewaltfrei und zielsicher, mit gleichsam weiblichem Instinkt und jünglingshafter Ungeduld.

Ich setze unumwunden hinzu, dass ich diese Generation keineswegs in zwei Lager geteilt sehe (wofür auch nur der grobe Anschein spricht). Und gewiss werden einmal alle gebraucht werden, die hartnäckigen Kämpfer geradeso wie die ernsthaften Spirituellen, die intuitiven Spinner wie die unermüdlichen politischen Praktiker – schon um die fatalen Neigungen der verführten Massen des Industriezeitalters, auch um deren im Großen und Ganzen erst noch aus-stehende Opfer in Grenzen zu halten. Dabei wird es darauf ankommen, vor allem denen zu folgen, die jede Lagermentalität, jedes Blockdenken abgeschüttelt haben, wie sie von den konservativen Parteidenkern auf allen Seiten noch immer kultiviert werden.

Spätestens seit der Studentenrevolte von 68/69 hatte ich die Herausforderung der Jungen vor allem als eine Anfrage an meine Generation verstanden. Zur Signifikanz der Neuen Bewegungen, zu ihrer Politischen Philosophie wie zu ihrer Lebenspraxis rechne ich: einer Wahrheit die Gasse zu bahnen, die wieder von grundsätzlichen Rücksichten gegen den Menschen und die Gemeinschaft, gegen die Natur und auch gegen Fremde und Andersdenkende getragen ist, in deren Namen auch das Ausbeutungsprinzip der industriellen Lebensweise überwunden werden kann.

Nicht genug! Ein eigenes lebenserhaltendes und lebensförderndes Konzept zu schaffen: dazu zähle ich auch einen neuen Freiheits- und Wahrheitsbegriff in Wissenschaft, Technik, Kunst, Wirtschaft Politik. Es muss endlich eine Unterscheidungslehre entwickelt werden, die wieder vom Ganzen der Lebenszusammenhänge ausgeht, in der sich das Erkennenswerte und das Machenswerte als von einem übergeordneten Gesichtspunkt aus verstehen, in der sich vor allem auch eine umfassendere Begründung der Besitz- und Machtstände neu definieren lässt!

Die marxistische Unterscheidung von *‘echten und falschen Bedürfnissen‘* ist, was immer wieder in Vergessenheit zu geraten scheint, ein Haupttopos sowohl antiker wie auch christlicher Ethiken gewesen – allerdings immer schon unter den ungünstigen Voraussetzungen einer eingleisigen rationalen Logik; so vermochte sie sowohl den Widerspruch wie die Vielfalt von Meinungen nur schwer zu tolerieren und darum ganzheitliche Entwicklungen im eigentlichen Sinn niemals hinreichend zu befördern.

5

Wo wir, Rousseaus Vorschlag folgend, heute ins 19. Jahrhundert *‚zurücksehen‘ (nicht zurückgehen),* nach dem Zeitalter Goethes Ausschau zu halten, dessen Natur- und Wissenschaftsbegriff, aber auch dessen Menschenbild bereits zutiefst von einer solchen transzendentalen Universalität erfüllt waren (Descartes und Newton entgegen, wie Fritjof Capra eindrucksvoll gezeigt hat): wie ist es möglich gewesen, dass ein ganzes Jahrhundert, das seinen Namen getragen, einen solchen Niedergang und zuletzt den tiefen

Absturz des abendländischen Geistes, wie er in unserem Jahrhundert geschehen ist, nicht hat hindern können?

Mag dazu vor allem der Herrschafts- und Bildungsdünkel der bürgerlichen Klasse beigetragen haben, die ihre Besitztümer nur mehr als Privatvermögen ansahen; das hinderte sie jedenfalls, eine angemessene Antwort auf den Wandel der Zeit zu finden, der durch die Verallgemeinerung des Wissens und der Lebenstechniken, mithin durch die Tendenz zu einer Offenen Gesellschaft gekennzeichnet war. Ich denke, man hatte einfach versäumt (in dem oben beschriebenen Sinn), über die Prinzipien dieser Entwicklungen nachzudenken und einen Lebensstil zu entwickeln, der einen vernünftigen Umgang der Hochtechnik aller erst möglich gemacht hätte.

Mit demselben Goethe, den man auswendig kannte – wenn schon nicht mit dem weit unbequemeren und ungeduldigeren Mann aus Nazaret – hätte man die Ambiguitäten wie die Ambivalenzen des Fortschritts doch wohl frühzeitig erkennen können, statt sich erst durch vollendete Tat-Sachen davon überzeugen zu lassen, wohin das rational-logische wie das mechanistische Denken – jedenfalls wo es absolut gesetzt wird – und zuletzt die menschliche Hybris gedeihen sollten. Und was hat sich daran in den Folgezeiten, durch die Epochen zweier die menschliche Kultur verheerender Weltkriege, eigentlich geändert?

Für meine Generation waren bereits in den ersten fünf Jahren nach dem zweiten Weltriege, die ich als einen Neubeginn ohnegleichen, als *'Zeil der Gnade'* (irrt Sinne Reinhold Schneiders) erlebt hatte und die eine Nachhol-phase für versäumte Entwicklungen allseits hätte einleiten können, die geistigen Weichen in die falsche Richtung gestellt und damit positivere Chancen vertan worden. Nur die wenigsten (jedenfalls) sind in der Lage gewesen, wahrzunehmen, dass eine Zeit, die sich in einem solchen Ausmaß positivistischen Strömungen ausliefert, ausgesprochen reaktiven Bewusstseinsbildungen zu dienen haben würde: ein verhängnisvoller Zirkel, wie sich bald herausstellen sollte, der sich bis heute als Zeitrad in Schwung hält, ohne der tatsächlichen Fehlentwicklungen äußerer wie innerer Art voll ansichtig zu werden.

Ich kann von mir sagen, dass ich, auch als das Wirtschaftswunder langst ausgebrochen war, niemals aufgehört halte, um diese einmalige Chance zu ringen. So hatte ich eine radikale

Umbesinnung und Umkehr – als Voraussetzung allen Neuwerdens – stets für unverzichtbar gehalten; das galt nicht nur für die Politik, sondern geradeso auch für die Wissenschaft, die Technik, die Wirtschaft. Eine distanzierte Aufmerksamkeit dafür aber gab es fast nur in intellektuellen Kreisen, bei den Pazifisten, in Grenzen bei den Religiösen – bei den (mehr oder weniger) Macht- und Einflusslosen also. Auf die Dauer konnte doch niemand glauben und glauben machen, das einzige, worum es ginge: das sei nichts als der schon bald reichlich fadenscheinige Wohlstand! Da hätte man schon erheblich gemächlicher und auch rücksichtsvoller vorgehen müssen!

Inzwischen ist die Weltwirklichkeit in eine Totalität der Fakten eingetreten, die ein Neu-bedenken der Grundlagen unserer gesamten *'Lebenswelt'* (Husserl) zum *Unum necessarium* (Lk 10, 42) macht: zu dem *Einen, was not-tut!* Wäre da nicht wenigstens post factum die Einsicht fällig, dass offenbar schon in der Kinderstube der Republik eine *Lebensqualität mit ganzheitlichen Bezügen* verpasst worden ist, obwohl, genau genommen, nichts näher lag als dies und obwohl eine solche Erneuerung just am Ausgangspunkt dieser Phase eher möglich gewesen wäre als zu jedem späteren Zeitpunkt?

Wer heute behauptet, dafür sei man damals – *als es lediglich galt, das Zerstörte wieder aufzubauen'* (eine allzu häufig kolportierte Meinung) – überfordert gewesen, gibt sich zum zweiten Mal einer bösen Täuschung hin. Denn auch wer keine philosophischen oder auch nur moralischen Konzepte entwickelt hatte, konnte doch unmöglich so ohne Besinnung, so ohne Plan, so ohne die nötige Vorsicht und Voraussicht ans Werk gehen! Freilich: wem es damals nur ums Materielle ging, der besitzt auch heute wenig Neigung zu verantworten, was daraus geworden ist.

Die Kontinuität der Kultur ist – nach aller Erfahrung – jedenfalls erst in der Besinnungslosigkeit endgültig zerbrochen, die den blinden Fortschritt und ein allein an Gewinn und Profit orientiertes Denken favorisiert hat. Dafür können wir Sechzigjährigen heute Zeugen sein: wo man den falschen Grundstein gelegt hat, hat man doch die vielfältigen Überforderungen im retardierenden Bewusstsein, wie sie uns heute irritieren, von Anfang an mit geschaffen schon durch den Jahrhundertverzicht auf angemessene philosophische und moralische Reflexion! oder

woher hätte die unverzichtbare Synchronizität zwischen innerer und äußerer Entwicklung kommen sollen?

Der Geist und die Kultur fallen nicht vom Himmel (was sich die großen Macher von damals aber wohl so vorgestellt hatten). Die nötigen Einsichten wachsen nur, wenn einschlägige Entwicklungen dies zulassen. Alles Zu-kurz-gedachte aber erschöpft sich schnell, nicht so plötzlich, wie es zuletzt erscheinen mag, aber wenn kein Spielraum mehr bleibt, wird die Zeit eng. Daraus die ungeheure Angst, die von den Massen aber auch von der Politik bis heute durch Scheinaktivitäten und Fluchtverhalten aller Art kompensiert werden. Und damit nicht genug: denn alles Versäumte wie ‘alles Verdrängte kehrt wieder’ (Thea Bauriedl). Am Ende wird das Bewusstsein nur mehr eine Funktion geschaffener Fakten sein können statt ein Steuervorgang im Ganzen!

So kommt die *‘kollektive Scham’* (Theodor Heuß), der man sich dereinst anhaltend nicht hat aussetzen wollen, als Mangelerscheinung, zur Unkenntlichkeit verstümmelt, in Gestalt vielfältiger Erkrankungen oder auch als politische Katastrophe wieder, wenn ‘keine Zeil mehr sein wird’ (Offb. 10, 6). Das Ergebnis der Arroganz wissenschaftlich-technischer Hochleistung und wirtschaftlich-militärischer Macht wird sich dann, weit davon entfernt noch dem allgemeinen Wohlstand zu dienen, als unvermeidlicher Niedergang der Schöpfung Gottes und der menschlichen Kultur erweisen.

6

Heute hier in Latium zu wellen, wohin mich nach einem späten Philosophiestudium (vor fünfunddreißig Jahren) meine erste große Auslandsreise geführt hatte, in einer Zeit, da es mich nach einer Abrundung unendlicher, wo oft auch vergeblicher eigener Wege sehnt, werden unweigerlich Erinnerungen wach an jene denkwürdigen Anfänge vor einem Menschenalter. So nahe beieinander wie nie mehr seither liegen die Wurzeln damaligen Neubeginns und heutiger Reflexion.

Gewiss, solcher Rückblick enthält keine Verführungen mehr für mich. Es sind nicht (mehr) die Summen des Aquinaten, die mich hier und heute faszinieren. Und doch bewegt es mein Herz, wenn ich bedenke, dass wir in einer Tages-Exkursion drei Thomas-Stätten besuchen können – Roccasecca bei Aquino, wo er

geboren und aufgewachsen; Monte Cassino, wo er bei den Jüngern Benedikts erzogen worden; das Kloster Fossanova, wo der gewichtige Mann gestorben ist.

Was mich noch immer tief berührt: die beinahe verwirrende Nähe und Fülle der Ursprünge: von Kultur (überhaupt), die uns Lateiner allesamt dereinst tiefer und anhaltender geprägt hat als den meisten bewusst sein mag; einer Kultur zumal, die uns in diesem Jahrhundert zugleich (unmerklich) abhanden gekommen ist. Hier, in besonderem Maße, und um so mehr, als das oberflächliche moderne Leben darüber hinweg rollt, scheint mir alle Jugend und Schönheit umschattet von Melancholie. Der nach dem Krieg aufgeforstete Apenin stirbt schon wieder, Flüsse und Strände, soweit wir sie schon gesehen haben, liegen voller Müll. Auch dies ein Symbol? Bringt die Erinnerung wenigstens den *Geist der Geschichte* zurück?

Was mich auch hier in Sezze mehr als alles beschäftigt: wie viel unsere Generation zu ihrer eigenen Umkehr (noch) beizutragen hätte. denn um solche 'Umkehr' (Mt. 18, 3), die keine Fluchtgedanken mehr zulässt – weder aus der Welt heraus, noch (recht verstanden) in die Welt hinein, kommen wir, wenn die Menschheit überleben soll, heute doch nicht mehr herum! Diese Generation! die sich kaum je umgeblickt hat, die so viele Ausreden gekannt, keine heimliche Geliebte im Rücken, die Wiederkehr hätte belohnen können! Was hat sie bloß – weithin ohne wirklichen Trennungsschmerz – mit ihrer schöpferischen Lust gemacht?

Leid und Schuld haben so wenig an ihr bewirkt. Oder täusche ich mich da? Statt Heim-kehr, die ja auch eine Haltung von Vor-kehr hätte sein können; statt dauernden anstrengenden Vor-rückens im geschundenen Selbst der Epoche (was doch eigentlich niemandem erspart bleibt): *Leidverdrängung, Schmerz-vermeidung, Schuldvergessenheit!* Regressionen statt Um-kehr und An-kunft in einem Real-Künftigen! Da sind wir den Problemen des Verlorenen Sohnes unserer Weltzeit ganz nahe. So scheint mir seine Geschichte in unseren Tagen zu hohen Graden eine seiner *verlorenen Erinnerung* zu sein. Aber ohne ihre endliche, entschiedene Wiedergeburt werden wir schwerlich ins Haus erarbeiteter Geschichte eingehen, wird sie je und je bloß Vergangenheit (und keine ‚*bewältigte*') sein können. Wahrhaftige Heimkehr aber müsste so etwas wie die *Heimholung des verloren-*

gegangenen Lebens im Geist und im Bewusstsein sein. Also doch wieder: Heimkehr – als persönliche Reminiszenz?

Unser Eintritt ins siebente Lebensjahrzehnt würde etwas durchaus Beflügelndes haben können, wenn wir in solcher Zerstreuung auch die Gemeinsamkeiten unserer Zeit wiederentdeckten. Ich möchte mich hier nicht über irgend jemanden erheben. Vielmehr würde es mir etwas bedeuten, solche Retrospektive, solches *Um-schauen* mit denen zu teilen, mit denen ich mich verbunden weiß, völlig unabhängig davon, welche Überzeugungen der eine oder andere in seinem Leben gewonnen hat.

Der Freund aus den frühesten Tagen ist mir für solche Rückfragen und Rückbesinnungen heute wie ehedem die erste Adresse, weil er wie wenige mit unbestechlichem Auge durchs Leben gegangen ist. Auch in meinem Leben gab es unverrückbare Zielsetzungen und ein durchgängiges Bewusstsein von Erfüllung und Glück. Aber hatte das unermüdlich jung-gebliebene (voraus-)wissende Herz auf seine Weise wo immer recht behalten, so vermochte der mühsamere Verstand doch nur von Belehrungen zu leben, bedurfte es zu seiner Entwicklung immer auch neuer Umkehr-bewegungen. Das hat mich manches Selbstversprechen gekostet. Im Zen gibt es ein Wort, das mich in meiner metaphysischen Ungeduld manchmal getröstet hat: ‘Hast du es eilig – mach einen Umweg!’ Wie man weiß, habe ich (wenigstens) nie aufgegeben. So habe ich auch nie zu schreiben aufgehört, wenn auch oft mit dem Rücken zur Wand und ohne das erhoffte Echo.

Die drei Dezennien meiner Lebens-Odyssee – gleichsam von Rom bis Rom – lassen sich für ein erstes nur summarisch mit Bedacht versehen. Ein Leben in mancherlei Seelen- und Geistes-verwandschaft – über alle Väter hinaus! Ein Leben wie irgendeines, ausgespannt zwischen Liebe und Erkenntnis, Begeisterung und Scheitern, Aufruhr und Behauptung – und noch immer unterwegs unter der Sonne Gottes, von der ich hoffe, dass sie mir, wie das ironische Lächeln des Weltgeistes, noch eine Weile scheinen mag! An den flutlicht-hellen Gestaden des mare nostrum internum, fast ohne aktuelle Information, will mir unwillkürlich etwas zuteil werden: Während ich noch gerade meinte, auf einer verlorenen Insel im Zeitstrom zu stehen, scheint dieser noch einmal zum Stillstand gekommen, gehen mir in dieser Abgeschiedenheit alte wie neue Sterne am Geisteshimmel auf, stellen sich Fragen, werden Umgriffe möglich wie lange nicht mehr.

Es ist wie Wetterleuchten über den Horizonten. Ein erfrischendes Gefühl bahnt sich an – als ob die Dinge noch einmal zu mir zurückkämen…

ZWEITE ANNÄHERUNG

‘Wo gehst du hin, o Moeris? zur Stadt, wie? folgst du der Straße?
(Vergil, Moeris)
Wie riesig die mediterranen Nachthimmel sind! Ihre uferlosen Horizonte suggerieren Unendlichkeit und Geborgenheit zugleich. In einem einzigen Augenblick vermögen sie das Raum-Zeit-Kontinuum zusammen zu schmelzen zu einem Gefühl von Ankunft und Endgültigkeit. Wieder zu erleben, dass kein Schmerz je die Kraft zum Schauen hat niederringen können – das Staunen des Philosophen über die Wunder der Schöpfung! Lust und Sorge – wie ausdifferenziert in solchem Antlitz, wie durch tönt von Musik! Gott, Natur, Geschichte – welches Erinnern! weiches Wieder-erkennen in einem einzigen Bild!

1

Heimkehren – aber wie? Ist die trächtige Frage damit etwa schon beantwortet? Kein Gefühl von *‘Augenblick’ (‚und wär er noch so schön‘* Goethe), keine Umkehr im Geist, keine *‚Reu‘ (‚und sei sie noch so lang’* Schiller), könnte doch auch nur ein einziges Leben zurückbringen. Mochten sich dem jugendlichen Schwärmer einst die Sterne überschwänglich zugeneigt haben, keine Reise führt heute an diese Stelle zurück. Die alten Sterne haben sich unendlich entfernt, haben sich als unverrückbar und auch als unnahbar erwiesen.

So wird es für mich keine Heimkehr zum Vor-maligen, zu frühen Gewissheiten geben, wohl aber die anhaltende Wirkung jenes immer währenden schöpferischen Voraus, das im Nach-maligen sich geltend macht, wo immer ich, auf mich selbst zurückgeworfen, Ausschau halte nach neuen Horizonten.

Nach einem Menschenalter – wieder in der Provinz Rom! in der Ära des Viel-Reisens etwas Ungewöhnliches! Eine Heimkehr – wenigstens für das Gemüt? Wenn ich bedenke, was Rom mir damals bedeutete, zu bedeuten begann – immerhin für ein Vierteljahrhundert! Im Spiegel der Selbsterkenntnis lässt sich diese Frage vorsichtig bejahen. Und doch vermag ich die Gemütsbewegung damaligen Neubeginns nicht mehr zurückzurufen. Das Bewusstsein, das seither, durch Höhen und Tiefen, solche Fülle von Erkenntnis und Erfahrung zu verarbeiten hatte, hat sich dabei unabsehbar selbst verwandelt – zu einer Identität, die im Voraus nicht angezeigt war.

Zu den alten Verlusterlebnissen sind neue hinzugetreten, durch die die lebensgeschichtlichen Bedingungen sich insgesamt verschieben und verändern lassen mussten. Das mag erklären, warum schon nach erster zaghafter Wiederbegegnung gerade die Stätten, die einer Anknüpfung dienen konnten, sich spröde zeigten, als seltsam ver-rückt erwiesen, bis in die Topographie hinein, als stünde sie auf schwankenden Fundamenten.

Denn natürlich sind vor allem wir selbst es, in denen die eigentlichen Veränderungen vor sich gehen, wir selbst, *die fortgingen, immer fortgehen werden* – aller Geschichte und allen ihren Projektionen zum Trotz. Und erst wenn wir bei uns selbst angelangt sind,

bedeutet Umschau'n nur mehr wenig, einfach weil uns dann nichts mehr fehlen wird! Die Dinge, die Fakten, die Denkmale, die zurückbleiben und, wenn wir Glück haben, zu Geschichte gerinnen wie der Geist und vielleicht die Liebe, die wir gesät haben – mögen sie auch behalten, was aus uns *nicht* geworden, wo es mit uns *nicht* weiterging – brauchen uns nicht mehr. Auch Odysseus war Odysseus nicht um den Preis seiner selbst.

Das ewige Rom? Auch hier wird *‚kein Stein auf dem anderen bleiben' (*Mt 24, 2). Die geschichtliche Erfahrung, die solche Prophetie ausspricht, ist so stark, dass ihr Eintreffen nirgendwo verwundern kann. Meine Schmerzbereitschaft versiegt angesichts der Zerstörungen Roms durch die moderne Industrie-gesellschaft (seit meinem letzten Besuch). *Santa Maria Maggiore* ist kein Argument dafür noch eines dagegen. Wo ich einst kniete – vor der Roma *aeterna* – ging ich jetzt wie durch einen *‚Schleier'*, hinter dem mir die einst verheißene Erlösung verhängt blieb.

Wie den Neapolitanern die Bücher der Cumaeischen Sybille war mir die Stimme der *‚Ewigen Frau'* (Motiv und Titel eines Buches von Gertrud v. Le Fort, kostbarer Text in meinem damaligen Reisegepäck) schon weit früher verstummt. Und doch wird auch Rom sein bestes nicht mit in den Untergang nehmen. Ruin und Verklärung gehören zwei verschiedenen geistigen Dimensionen an: einer von *Verhängnis* und einer von *Erlösung*.

2

Welche Ankunft dennoch! Alles Vor-geschriebene war lange von mir abgefallen, mitsamt den auferlegten Verboten, Verpflichtungen, Obsessionen, womit meine Kindheit und Jugend vollgestopft war. Freilich: auch Verhängnis und Erlösung werden bis zuletzt ineinander verschlungen bleiben. Dafür sorgen (noch) weit ältere Prägungen durch die Archetypen unserer Weltzeit: der an den Felsen seiner Religion geschmiedete Prometheus; die von ihrem Prophetenamt zugrunde gerichtete Kassandra; der zu dem Giftbecher seiner Philosophie verurteilte Sokrates.

Wir können die alten Mythen nicht mehr lesen wie früher. Das gilt auch für die Geschichte Abrahams: schon weil wir nicht mehr einverstanden sein können mit einer *Religion des Opferkults und der Gottesurteile*. Sein *‚Gehorsam'* ist uns (seit Kierkegaard) unbegreiflich! Sein *‚Gottvertrauen'* sagt uns gleichwohl noch etwas.

Ein heidnischer Heros, Äneas, in der Unbedingtheit, milder er dem Schicksalsruf in die Fremde gefolgt war, Abraham durchaus vergleichbar war zum Städtegründer hier rings im Lande geworden, gleichsam auf den Schultern der Zyklopen. Mit Odysseus teilte er das Schicksal der verlorenen Söhne einer Weltzeit im Übergang vom Widder- ins Fische-Zeitalter, von den matrimonialen Altkulturen geschichtsloser Vorzeit zur maskulin geschlossenen Einheitsgeschichte der Unterwerfung aller – in einer Ägide des Einen Vater-Gottes, zu dessen Abbild der je eine Menschen-Kaiser werden sollte: ein nur zu blutiges Missverständnis von Herrschaft, wie es später, nicht erst durch den Antichrist, nein, schon durch das Christentum selbst geschichts-trächtig und geschichts-mächtig in Szene gesetzt werden sollte.

Anders als Odysseus aber ganz wie Abraham hat Äneas seine Heimat nicht wiederseh'n dürfen. Selbst die verlockende Dido hatte ihn nicht von seinem Auftrag abbringen können – bis er an das ihm bestimmte Ziel gelangt war: bei der Gründung der Neuen Stadt – Rom – Pate zu stehen. Dafür jedenfalls steht er im Mythos des Vergil. Ist es derselbe Gott, der *ins Neue Leben ruft* und zugleich: *zurück ins Vaterhaus?*

Das ist mehr die Sache seines schlauen Gegenspielers Odysseus, den es wie ihn an die Gestade Latiums verschlagen hatte, nur dass sein Auftrag ein anderer war. Da er seinen Kampf mit den Zyklopen nicht kriegerisch entscheiden konnte, ist er endlich zu einem Heimkehrer sui generis geworden. Nicht geradezu nach dem *Gleichnis Jesu* gebaut, teilte er mit diesem immerhin Dynamik und Tapferkeit, war gleich ihm ein Dulder über das Menschenmögliche hinaus, wie Er ein ganzer, ein vollkommen praktischer und ein verblüffend unabhängiger Mensch, aber auch ein ganzer Grieche, *‚der nur einen Gehorsam kannte, den zu sich selbst‘* (Marianne Langewiesche: *‚Wann fing das Abendland zu denken an?‘*) – nicht im Sinne bloßen Selbstseins (so etwas gibt es ja nicht wirklich).

Auch musste er zu diesem Charakter ja erst werden; darum lässt Homer seinen Helden bis zuletzt kämpfen. Noch die endliche Heimkehr in sein Eigentum soll ihm zu schrecklicher Bewährung dienen, die Heimat zur Schädelstätte machen. Erst als er die falschen Freier überwältigt hatte, wird seine Identität ganz gesichert sein. Ein erstes tiefgründiges Drama moderner Selbstverwirklichung?

Der Gott der Juden verhieß andere Abenteuer. Die Geschichte des antiken Juden Jesus stand - wenn man auch seine außerjüdischen Wurzeln nicht unterschätzen soll – auf einem anderen Blatt. Er wird so wenig wie Odysseus ein politischer Revolutionär sein, *‚wird nicht die Welt sondern Gott auf den Kopf stellen'*, wie Heinz Zahrnt (in der Tutzinger Akademie) einmal in einem luziden Wort gesagt hat, d. h. auf lange Sicht – über ein neues Gottesbild (auch) das alte Menschenbild verändern.

Jesus wird nur in christlich-griechischer Umdeutung heimkehren ins Vaterhaus. Wenn er sagen konnte, dass es ihm um die *‚Erfüllung des Gesetzes'* (Mt 5, 17) zu tun sei, so deswegen, weil er sowohl unter dem Gesetz als auch unter dessen Erfüllung etwas durchaus Neues verstand.
Gleichwohl hatte er keinen Bruch im Sinn, vielmehr ging es ihm auch um die Sicherung der Jüdischen Wurzeln seiner Sache, geschichtstheologisch gesprochen, um eine Rückversicherung (religio). *Er* hätte, beispielsweise, nie einer Heidenmission zugestimmt ehe sich seine Landsleute auf seine Botschaft eingelassen haben würden. *Erfüllen* hieß ihm *Voll-enden! Voll-endung* aber setzt *Umkehr* voraus, immer-währende *Rück-Besinnung. ‚Re-visio'* hieß seine Revolte gegen die Väter! Sie war folglich auch der Haupttopos seiner Rede wie seines Geschichtshandelns.

Allzu gefährlich freilich erschienen seinen Zeitgenossen Jesu (gotteslästerliche) Selbstaussagen. Was dieser Mensch sich anmaßte, der mit Wort und Tat zu fechten wusste wie keiner, dessen antithetisches *‚Ich aber sage euch'* alles übertraf, was jüdische Propheten je vorgetragen hatten! In seiner Person wird schlicht eine neue Stufe menschlichen Selbstbewusstseins geboren, auf der auch sein Verzicht auf persönliche Selbst-*behauptung* einen überraschenden neuen Sinn empfängt. An dem Unvergleichlichen dieser Wende mussten letztlich alle Interpreten immer wieder scheitern.

Was aber haben wir damit zu tun, die wir uns so lapidar *Christen* nennen? schon bald die letzten Überlebenden des letzten Weltkrieges in Europa, die letzten vielleicht, die (bescheidener gesprochen) sich noch wie der Abenteurer Odysseus gefühlt, Verführte wie dieser, keine geborenen Mörder, aber die letzten gewiss, für die Krieg noch ein Abenteuer sein durfte?!

Mit einem Schlag keine Helden mehr, galten wir, die Deutschen, in aller Welt erst wieder etwas, als wir auf die Kampfwagen zurückgeklettert waren. Welches Schicksal, mit dem diese geschlagene Generation seitdem leben muss! Wer dann gar, wie so viele heute – ob in stoischer Ruhe oder aus ohnmächtigem Zorn – unter gar keinen Umständen mehr bereit war, zur Waffe zu greifen? Die Wirkung der Waffen, die *wir* einst führten, war weiß Gott schon schlimm genug; dabei hatten wir noch keinen Dunst von den heutigen, die jede kriegerische Auseinandersetzung, ja, jeden einzelnen Tod von vornherein sinnlos machen!

Das größte historische Missverständnis freilich – der Sündenfall männlichen Bewusstseins von jeher – war es und wird es bleiben, Menschen überhaupt so von sich fort-zu-rufen: in eine Ausgesetztheit hinein, die keiner mehr wirklich zu bewältigen vermag! So war zuletzt *die missverstandene und missbrauchte ‚Selbst-losigkeit' der Vielen*, weit davon entfernt, eine wirkliche Tugend zu sein, zum Fluch der Weltgeschichte geworden.

Da niemand sein Schicksal zu widerrufen vermag, denke ich darum: solange wir nicht endlich dazu bereit sind, dieses Schicksal – des schiffbrüchigen Schwimmers noch immer, der von weit aus dem Dunkel kommt – anders auf uns zu nehmen, endlich zu revidieren – in einem Sinn, der einen Neubeginn aller erst erlaubt – sind wir noch lange nicht auf dem (Heim-)Weg zu uns selbst.

Wehe der Generation, die damit aufhören wollte, in solcher Prüfung ihr Schicksal selbst zu bestimmen! Die Geschichte ist nur der ungeliebte Stoff dafür. Und das ist der wahre Preis eines neuen historischen Durchgangs: Erst wo wir ihn selbst – in neugewonnener Freiheit – bestritten, die elementaren Verknüpfungen selbst hergestellt hätten, würden wir endlich beginnen über uns hinauszuwachsen, könnte auch *unsere* nationale Geschichte in einer größeren Zukunft aufgehen!

3

Es lohnte nicht nach Rom zu reisen, wenn unser Blick nicht den sich überstürzenden Eindrücken von Triumph und Verfall standhielte – immer wieder neu die eigenen Ursprünge dort aufzuspüren. Hier stand – wer wollte es bezweifeln – die Wiege unseres Äons. Von den Gestaden des Mittelmeers ausgehend, ist im erweiterten Herzraum Europas unsere Zivilisation drei

Jahrtausende lang, und wir in ihr, wiedergeboren worden. Hier, auf einer ersten Stufe des europäischen Gemüts, ist fast alles vorgedacht und vorgelitten worden, was diese Zivilisation geprägt und auch noch unsere fernen nachgeborenen Seelen entzündet hat. Generationen haben immer wieder daran gearbeitet, diese unsere Wurzeln freizulegen.

Vermutlich ist es dazu immer schon zu spät gewesen. Uns Heutigen jedenfalls scheint der Anschluss endgültig verpasst, neigt sich hier und heute der Äon doch mit Riesenschritten seinem Ende zu. *dass nichts bleibt*, war einer der großen Klagerufe durch die Zeiten. Zwar denke ich nicht daran, in diesen Ruf einzustimmen. Nicht erst zu unseren Lebzeiten erscheint dieses älteste Weltgefühl zwiefach gebrochen, einem unübersehbaren, einem unüberhörbaren Notstand Stimme zu geben, der zu beklagen hat, *dass nichts mehr sich verändern lässt*! Aber es hat sich auch in sein Gegenteil gekehrt: *dass nichts mehr zu erwarten steht*!

So nahe den Ursprüngen indes werden noch einmal gewaltige Erinnerungen wach. Vor zweitausend Jahren (nämlich), ‚als *die Zeit erfüllt'* war (Mk 1,15), hatten hier in Latium bedeutende Autoren dem Ruf nach Veränderung ihre Stimme geliehen. Nur mit großer Bewegung vermag ich heute die glühenden Verse wieder zu lesen, mit denen *‚Vergil – Vater des Abendlandes',* wie ihn der unvergessene Theodor Haecker in seinem gleichnamigen Buch genannt hat, in der vierten Ekloge seiner *‚Bucolica'* ein *neues Zeitalter des Friedens* angekündigt hatte:

> *'Nun ist gekommen die letzte Zeit nach dem Spruch der Sibylle;*
> *Neu entspringt jetzt frischer Geschlechter erhabene Ordnung.*
> *Schon kehrt wieder die Jungfrau, Saturn hat wieder die Herrschaft: Schon steigt neu ein Erbe herab aus himmlischen Höhen...'*
> *‚Sieh das Weltall, erschauernd unter der lastenden Kuppel,*
> *Siehe die Länder, die Flächen des Meeres, den Abgrund der Himmel, Siehe, wie alles und alle sich freuen des kommenden Äons...'*
> *"Wachse nun, kleiner Knabe, lächelnd erkenne die Mutter – Viel Verdruss und Beschwer zehn Monde lang trug deine Mutter –*
> *Wachse nun, kleiner Knabe: wer nicht gelächelt der Mutter, den nicht würdigt des Tisches der Gott, des Lagers die Göttin.'*
> *(In Haeckers Übertragung)*

Wer von uns Heutigen könnte je mehr so gelassen, so zukunftsfroh dichten? obwohl wir doch an der Schwelle einer noch viel gewaltigeren Wende stehen als Vergil um die Zeitenwende – heute, da alle Verheißung sich in ihr Gegenteil gekehrt hat! Schon ein Menschenalter nach Jesus von Nazaret – um die Wende zum 2. Jahrhundert – war auch dessen Zukunftsbotschaft (endgültig?) in die Androhung eines apokalyptischen Weltendes umgebogen worden: nüchternes Resultat menschlicher Unbelehr- und Unbekehrbarkeit, die auch durch Jesu Opfertod nicht aufgehoben worden war?

In den Schriftzeugnissen, aber auch durch die ganze Christliche Tradition, erscheint wenig von der Vergilschen *‚Muttergöttin‘*, von Saturnus wird später nur mehr in Bildungskonventikeln die Rede sein. Niemand rechnete noch damit, dass der Gott der Sklavenbefreiung auch der Gott eines zyklischen Natur- und Schöpfungsverständnisses sein sollte, dessen Wiederkehr Vergilius in Wahrheit erwartet hatte! Die Zeit war entschlossen, sich in das Schwert der Geschichte zu stürzen.

Dabei hatte auch *Er* die *Utopie vom Hirten der Schöpfung* beschworen, der wieder ein *Landmann* sein sollte, weg von den Städtekulturen, die rings um das Mittelmeer ins Kraut geschossen waren (Vorformen eines weltweiten Kolonialismus); Jesus, der *‚sein Leben hingibt für die Seinen’*(Jo 10, 11). *Er selbst* wollte der Vor Läufer sein, darauf den neuen Typus zu gründen, der bis heute nicht zu Ende begriffen werden und schon deshalb Missverständnissen historischen Ausmaßes, quer durch die Epochen, ausgesetzt sein wird.

Wie, wenn Jesus der fleischgewordene Sendbote auch der Utopie des Vergil hätte sein dürfen? Ich vermag dies, für ein erstes, hier nur summarisch anzudeuten; bin mir schon dessen bewusst, dass von der spätrömischen Stadtfluchtbewegung an bis ins hohe Mittelalter eine Agrarkultur in Blüte stand, die sich auf die Gleichniserzählungen Jesu gründete. Schwer zu begreifen (dennoch), warum das Gleichnis, in pastoraler Verkürzung, vor allem einer Seelsorge zu dienen hatte, die die Menschen nicht wirklich als *‚Freigelassene der Schöpfung’*
(1. Kor. 7. 22) ernst nahm?

Und damit war es nicht getan! Unter dem Bilde des erhöhten Menschen-Gottes aus dem Judenland, der, auch als gekreuzigter Welten-Heiland, doch wieder zum thronenden Vater-Gott

umstilisiert werden sollte, konnte der Vor-Läufer Jesus, keine dauerhafte *‚Nachfolge'* (u. a. Mt. 19, 21) finden – auch weil das *‚herbeigekommene Reich Gottes'* (Mk 1, 15) dadurch in ein (eigentlich) uneinholbares Jenseits (zu) aller möglichen Entwicklung verlegt wurde, vor dessen bösem Ende es hereinbrechen sollte, wenn die Künste des Menschen ihre Eschata enthüllt haben würden.

Damit aber war in der Tat eine andere Zeit heraufgeführt, eine Zeit, die der ersehnten milden Mutter-Göttin *nicht gelächelt*, das Symbol im Grunde gar nicht mehr verstanden hat, stattdessen durch mannigfache Schroffheiten, Abbrüche, Verblendungen, Anstössigkeiten, Unvereinbarkeiten die menschlichen Dinge in eine ganz andere Richtung lenken sollte als sie Vergil, der heiter-antike Bildungsmensch, einst angezeigt, auch als Jesus, der radikal-neuzeitliche Menschenbildner sie – wie ich glaube – *in sich selbst angekommen* sah.

So denke ich auch, es hätte keiner der großen Gründerväter unserer Kultur je dafür einstehen wollen, was wir aus ihrem Werk gezogen und gefolgert haben! Darum sollten wir uns heute nüchtern eingestehen, dass wir weder die eine noch die andere Utopie für uns in Anspruch nehmen können, es sei denn, wir veränderten unser Leben grundstürzend!

4

Noch in unserem Weihnachtsfest, obwohl es sich über die Zeiten allen (möglichen) christlichen Sinnes entleert hat, steckt etwas, spüren wir etwas vom Fest der alt-römischen Saturnalien, in dem das Goldene Weltalter einer glücklicheren Urzeit memoriert wurde, feierte man im Bilde des Aureum saeculum doch den *Wiedergeburtsmythus* – in Vorwegnahme von *Jesu Auferstehung, Himmelfahrt und Parusie*.

Aber man täusche sich nicht: die heidnische Grundüberzeugung von der *Ewigen Wiederkehr* war an Naturgeschichte und Naturoffenbarung, an einer quasi Natürlichen Theologie orientiert, die von der Christlichen Dogmatik später bestritten und geleugnet werden musste, von christlichen Denkern zu jenen herabsetzenden Auffassungen von Natur und zu jener linearen Geschichtsauffassung umgebogen, die die Katastrophen nicht erst unseres Jahrhunderts so folgenreich instrumentalisiert haben –

letztlich um die Fatalität von Herrschaft plausibel und glaubwürdig zu machen, wie man sie verstand? garantiert durch einen alles überherrschenden Gott, der in schöner WiIlkür, prädeterminativ, das Leben wie in einem Glasfluss umklammert halten sollte? Der philosophisch, später naturwissenschaftlich begründete Maschinenmensch der Neuzeit – am Ende nichts als ein diversifizierter theologischer Homunkulus?

Nur zu gut verstehe ich, wenn neueren Denkern, etwa Nietzsche, in der pessimistischen Christlichen Anthropologie die Fülle der Lebenserfahrung und Lebensweisheit der Antike, eines ganzen menschlichen Äons also, preisgegeben schien – um eines verführerischen Heilsglaubens willen, der die Welträtsel in einem statischen Weltmodell ein für alle Male gelöst haben wollte, in Wahrheit durch die damit verbundene Weltpreisgabe einem ebenso wurzellosen wie bedingungslosen Fortschrittsglauben erst Tür und Tor geöffnet hat! Der antike Monismus konnte weder durch den christlichen Singularismus noch durch dualistische Weltmodelle überwunden werden.

Zwar hat es in allen europäischen Jahrhunderten – von Pelagius und Eriugena über Eckhart und Bruno bis zu Nietzsche und Teilhard, die dafür gesteinigt, erdrosselt, verbrannt oder auch nur verbannt worden sind – stets Denker gegeben, die dem dualistischen Weltgetriebe die *Ganzheitlichkeit der Schöpfung* – von Natur und Geist, die Fähigkeit mithin auch des Menschen gegenübergestellt hatten, in einem synästhetischen und synergetischen Handeln die Schöpfung zu erhalten und den Menschen vor dem Hochmut, er sei ihr Herr, zu bewahren.

Im XII. Jahrhundert hat ein für meine Argumentation wichtiger Mann eine bis dahin unerhörte Bewegung in die Heilsgeschichte gebracht, ohne die weder die soziale Befreiungsgeschichte der Neuzeit noch die individuelle Selbstbefreiung des Geistes möglich geworden wäre, wie sie für uns heute selbst verständliche Errungenschaften sind. Ich spreche von dem Zisterzienser-Mönch Joachim von Fiori, vom sogenannten Chiliasmus, von dessen Drei-Reiche-Lehre mit der *Ankündigung eines Weltalters des Heiligen Geistes* – ähnlich dem des von Vergil vorgestellten Friedenszeitalters; von seiner liebes-kirchlichen Sozialutopie, ohne Hierarchie, ja ohne Sakramente, die das Kreuz Jesu nach langer Zeit wieder so in die Erde zu pflanzen gesucht hatte, dass die

Glaubenshoffnungen der Menschen in eine volle inner-geschichtliche Entwicklung hätten münden können. *(Alfons Rosenberg)*

Das musste geistig wie sozial einen historischen Zündstoff ausbilden wie seit Jesu Zeiten nicht mehr, auch weil Joachim in seinem Geist-Modell der *Naturdynamik zyklischer Lebens-vorgänge* wieder Geltung verschafft hatte – ein Prozess, der fürderhin, wie auch aus den Quellen der Armutsbewegungen und der Neuen Spiritualität, einen gewaltigen Unterstrom der neu-europäischen Geistesgeschichte speisen sollte, um, aus solcher neuen Religio, immer offener die Freiheits- und Sozialgeschichte, also die Geschichte der Emanzipation von Herrschaft überhaupt zu bestimmen.

Niemand begreift die *Franziskus-Botschaft* ohne die Lehren des Zisterzienserabtes und Ordensgründers aus Kalabrien. Leider war diese in ihrer Substanz schon in der ersten Generation gescheitert. Franz hatte nicht einen Orden gründen wollen sondern, dem Christus-Impuls folgend. eine Genossenschaft, die in der Lage war, *Anstöße für eine allgemeine Umkehr* zu geben. Wie bei der Wiederbelebung des Kultmysteriums in der modernen Liturgischen Bewegung ging es auch bei ihm nicht um einen exzeptionellen Frömmigkeitsstil, sondern um *substanzielle Veränderungen im Lebensstil* der Epoche. Schließlich widerspricht der Selbst-Kult der Religionen immer nur dort den Lebenswirklichkeiten, wo er zum Selbst-Zweck wird, die Kirchen ihn gar zum bloßen Erhalt ihrer Herrschaft missbrauchen, wie sie es freilich oft getan haben.

Aber nicht nur die damalige Kirche triumphierte über die Einfalt des Poverello; Franz, der sich an den Machenschaften seiner Zeit und schon an der puren Macht nicht mehr hatte beteiligen wollen, hatte ganz ebenso die Dominanz der Wissenschaft, ja des Theologischen über sein *‚angewandtes Christentum‘* abzuweisen versucht – vergeblich. Noch zu Lebzeiten seiner originären Autorität enteignet, vermochte niemand mehr der fatalen Auseinandersetzungen Herr zu werden, die alsbald nicht nur die von ihm gegründete Gemeinschaft, auch die westliche Christenheit erneut zu spalten begonnen hatten.

Franz hätte Bonaventura, den doctor seraphicus und zweiten Ordensgründer, wenn er ihn hätte erleben dürfen, schlicht nicht verstanden, keinesfalls akzeptiert (Adolf Holl). Die Dominikaner hatten solche Not mit der Wissenschaft von ihrem Gründer her

eigentlich nicht. Die Lehren des Meister Eckhart (aus deren Schule), rund hundert Jahre nach Franz jedenfalls die aufregendste spirituelle Dominante zur devotio moderna der Bettelmönche, aber wären ihm vielleicht eine Offenbarung gewesen – verlegte doch auch Eckhart, der Meister des neuen personalistischen Denkens, sowohl das menschliche Aktionszentrum wie dessen grundsätzlichen Widerstand gegen die Mächte der Welt in die Einzel-Seele – und ohne den alles überragenden Gemeinschaftsgedanken auch nur im geringsten anzutasten.

Das erinnert, nach allem was wir wissen, an die Gepflogenheiten und vor allem an die Freiheiten des Urchristentums. Auch Jesus von Nazaret hatte sich, wie Franz an den bestehenden Herrschaftsstrukturen nicht mehr beteiligen wollen und sich offensichtlich auch dem politischen Messianismus verweigert, den man ihm angetragen hatte; nicht, weil er *un-politisch* dachte. Schier alles, was er ersann und tat, war ihm zu einem Politikum geraten, von der von ihm geforderten sozialen Ethik bis zu seinem gewaltsamen Tod – in Stellvertretung seiner Freunde.

Und darin waren sich *der erste und ‚der letzte Christ'* (auch Buchtitel von A. Holl) durchaus einig: beider Zukunftsmodelle zeichnet, analog zu den gesellschaftlich-friedens-kirchlichen der Gegenwart, wenn sich das so sagen lässt, eine in gleicher Weise personale wie soziale Utopie aus, deren konsequente Ausbildung sich auch innerhalb der noch bestehenden Christentümer leider erst heute wieder durchzusetzen beginnt – in den unterdrückten Gemeinden der DDR-Gesellschaft naturgemäß stärker als in den schrumpfenden Wohlstandskirchen des Westens.

Dabei geht es stets in einem doppelten Sinn um die Befreiung des Menschen: als Spezies und als eines Einzelnen – nämlich durch eine Moral oder eine Ethik oder eine Kultur (wie immer man das nennen mag), die beide Gesichtspunkte, den sozialen wie den personalen, ausgewogen miteinander verbindet. Jesus besaß dazu nicht nur die überragende Intuition und das die damalige Welt umgreifende Wissen, sondern auch, wie ich gerne sage, das konvergente Bewusstsein, nämlich Freiheits-Entwicklungen voraus-zu-sehen und vorweg-zu-nehmen, die sowohl die jüdischen als auch die griechischen Standards in entscheidenden Punkten weiterentwickeln konnten.

Ich sehe in Jesu Sendung allerdings keinen Moralismus im gewöhnlichen Sinn. Auch konvergieren zwei polar aufeinander bezogene Größen gewöhnlich in einem überwölbenden Dritten. Sein Futurismus *‚Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes'* (Lk 9, 62) war so personal wie sozial und vor allem universal angelegt, sollte er doch sowohl die gesetzliche Religion als auch die fortschreitende (Unheils-)Geschichte überwinden helfen. Eine ‚Heimkehr ins Vaterhaus' wie sie spätere Theologumena entwickeln werden, sehe ich in seiner eschatologischen Verkündigung nirgendwo (und nicht einmal als einen Topos in den Schriften). Was er wollte, das war die *Zurückbettung von Religion und Geschichte in die naturgesetzliche Harmonie der Schöpfung.*

Wenn wir dies im Rahmen des geschichtlich gewachsenen Gerechtigkeits-Gebots endlich begreifen wollten, würden wir Heutigen – wenn auch erst nach zweitausend Jahren und trotz aller Schrecknisse unseres martialischen Jahrhunderts - endlich *‚das verheißene Land' (*Apg 7, 3) zu sehen bekommen, müsste sich eine Erfüllung unserer Friedens-Perspektiven letztlich doch anbahnen lassen – über alle Spaltung hinaus – und zwar in einem umfassenderen Rahmen, als der es sein konnte, den die historischen Christentümer, die Freiheitsbewegungen des Westens wie die Sozialismen des Ostens je für sich ausfüllen konnten und könnten.

Erst dann auch würde aller Kult (berechtigterweise) die Symbolisierung solcher Verwirklichungen sein, nicht mehr nur in mehr oder weniger gewaltsamer Vorwegnahme eines *‚Himmelreiches',* das sub specie aeternitatis immer nur ‚Raub, nicht Gnade' wäre – um einen Terminus meines Lehrers Romano Guardini in Anspruch zu nehmen – jedenfalls auf solchen Wegen niemals kommen wird.

5

Dieser Gedanke führt mich zurück zu Vergil und den heidnischen Vorvätern. Die altrömischen Saturnalien – um noch einmal einen bildhaften Vergleich zu gewinnen – sind einst Tage gewesen, an denen die Herren ihre Sklaven bedienten, an denen die Standesunterschiede und damit die Herrschaftsverhältnisse als aufgehoben galten (ein Brauch, der sich als Rudiment bis in den venezianischen Karneval erhalten hat).

Die Frage von Herrschaft hatte sich seit Menschengedenken ja stets von neuem gestellt, ist aber in der Regel ein-fältig und ein-silbig beantwortet worden – bis Jesus von Nazaret kam und eine Herrschaft ansagte, in der *‚jede Macht, Gewalt und Kraft vernichtet'* sein wird (1. Kor 15, 24). Sein *‚Himmelreich'* aber (ein Topos, den nur Matthäus kennt), das von seiner Vollendung her gesehen zu den *‚letzten Dingen'* gehört, als konkreter Auftrag aber zu den ersten, ja den nächsten, die geschehen sollten – nämlich in seiner *‚Nachfolge'* hier und jetzt – sollte nichts als die Vorwegnahme einer herrschafts-freien, gott-gefälligen, schöpfungs-gemäßen Welt durch die Gemeinschaft seines Glaubens sein.

Die Schwierigkeit, Lukas 17, 21 zu übertragen, ist bekannt. *‚Reich Gottes'* wie die Evangelisten überwiegend sagen, signalisiert in der Tat zweierlei Utopie: eine *inwendige* – von Selbstverwirklichung eine *auswendige* – von sozialer Integration. Das *‚Reich Gottes'* – in der alten Luther-Übersetzung: *‚inwendig in euch'*, in der neuen Einheitsübersetzung *‚mitten unter uns'*, meint jedenfalls beides in einem.

Ich nenne die Gleich-zeitigkeit und Gleich-gültigkeit, in Theorie und Praxis gegensätzlicher, häufig genug widersprüchlicher Sach-verhalte, sobald ich entdecke, dass sie zusammengehören, ambivalent. Dahinter zu kommen, dass die Dinge sich durch-schnittlich so verhalten, ist ein Gesellschaftsspiel von hohem Nutzen!

In Latium hatte sich Saturnus einst Janus verbündet, dem Gott der Eingänge und Durchgänge, der Türen und Tore, deren zwei Seiten auch in der Doppelgesichtigkeit römischer Münzen symbolisiert worden waren. Weit davon entfernt, ein dualistisches Welt-verständnis zum Ausdruck zu bringen, weist das Symbol auf Ganzheit, Ambivalenz, Komplementarität der menschlichen Dinge.

Seine Affinität zum Frieden? Die Tore des Janus-Tempels wurden in Friedenszeiten geschlossen, was höchst selten passiert sein kann, unter Kaiser Augustus, nach dessen eigenem Zeugnis, immerhin dreimal.

Wie wär's, wenn auch wir, die wir in Frieden zu leben meinen – nur weil es keinen heißen Krieg in Europa gibt – die Kirchentüren so lange geschlossen halten würden, bis der wirkliche, der Weltfriede hergestellt ist? Mein Vorschlag zielte auf ein nämliches: möglicherweise würde er auf diese Weise endlich zu unserer

eigenen Veranstaltung werden und eines schönen Tages gar die umfassende Sache einer funktionierenden Weltgesellschaft sein können statt, wie bisher, nur die Funktion und das fragwürdige Ergebnis von Glaubenskriegen.

DRITTE ANNÄHERUNG

Nach dem wir uns die Dinge ein wenig vertraut gemacht, uns dem herben Zauber der Landschaft und seiner ragenden Altstädte hin gegeben, die verstreut auf den Hügeln und Vorbergen liegen, so weit möglich uns auch mit Leseaugen der bewegten Kulturlandschaft vergewissert hatten, gestaltete sich schon der erste Rombesuch zu einer Heimsuchung, die uns schmerzlich in die raue Wirklichkeit zurückrief.

Nach so vielen Jahren zum ersten Mal wieder in dieser Stadt und ich hatte, ehrlich gesagt. wenig Ambitionen mitgebracht: eher Ängste als Sentiments, was nicht ohne Vorbedeutung sein sollte. Unbestimmte Wiedersehenserwartungen, gewiss. Alles erinnerte, irgendwie, un-genau. Alles war schon äußerlich anders.

1

Rom hat sich in dreißig Jahren mehr verändert als in (vermutlich) hundertfünfzig Jahren davor, Folge auch heute noch nicht abzusehender Veränderungen durch die industrielle Lebensform und die mit ihr verbundene Entwertung des Gewachsenen, ob als Natur, ob als Geschichte. Das Bewusstsein eines Besuchers, wie ich einer war, kam daran (erst recht) nicht vorbei. So geschah es, dass ich heute, statt mich wie einst zum Verweilen eingeladen zu fühlen, im Strom der Entfremdeten durch eine fremde, geisterhafte Museumswelt wandelte.

Es verwunderte mich nicht einmal, dass mir, so nahe den vertrauten Stätten einstigen Aufbruchs, nicht gelingen wollte, ein Gefühl davon hervorzubringen, hier einst so et was wie eine geistige Heimat gefunden zu haben. Die Blessuren, die Kränkungen der Jahre, auch wohl Schuldgefühle greifen offenbar tiefer, als mir bewusst war.

Gewiss, auch niemand von uns, wie er seine persönlichen Lebenschancen genutzt haben mag, vermochte in dieser Zeit stürmischen Wandels derselbe zu bleiben. Subjektives und Objektives verhalten sich dabei anders zu einander als wir uns das gewöhnlich vorstellen. Für den Zusammenhang des (anscheinend) Zusammenhanglosen wäre auch der Begriff Wechselwirkung ein ganz ungenügender Terminus, schon weil er das Ineinanderverwobensein der Dinge zu wenig zum Ausdruck brächte. Die Ewige Stadt jedenfalls ließ mich, einmal mehr, eindringlich spüren, wie weit *ich mich* (oder sie sich?) von meinen Ausgangspositionen entfernt hatte.

Dazu kommt: 1954 war meine Begegnung mit Rom – als dem Zentrum der Alten Welt und zugleich des katholischen Erdkreises – die eines vollkommen Unbedarften, der, in einer gänzlich anderen Welt geprägt, dafür nur eine Art Schnellkurs absolviert hatte – wie meine Wiedertaufe das Eintauchen in eine für mich völlig neue geistige, geschichtliche und religiöse Welt. Damals fielen für mich die *eigene Befreiung* und die *menschheitliche Vision von Erlösung* völlig in eines, mussten mir, der eigentlich nie ein Stadtbürger war, schon diese ehrwürdigen jahrtausendealten Mauern einen unvergleichlichen Eindruck machen.

Dabei mag mein bäuerliches Erbteil eine seltsame Patenschaft beigesteuert haben, das archaische Bedürfnis nach Sesshaftigkeit, nach sicherem Besitz und schlichten Begründungen, das sich immer wieder und um so stärker geltend machte, wo immer sich in meinem Leben neue Ausgriffe ankündigten. Mein unerhörter Respekt gegenüber universalen Bezügen, wie sie sich hier mühelos herstellten, mag auch mit Ängsten besetzt gewesen sein, die sich so schnell nicht aufklären sollten. Der Gründe sind viele.

Es mag darin gar (so ganz auf meine unnachahmliche Weise) der erst in heutiger Sicht vielleicht ungeeignete Versuch angelegt gewesen sein, die ungeliebte anti-christliche Vergangenheit im Dritten Reich zu *‚bewältigen‘* (indem auch ich mich gleichsam auf die andere Seite schlug? ich teilte ihn immerhin mit prominenten Konvertiten). Ich brauche nicht zu verschweigen, dass mich die damit verbundene Vision ein Vierteljahrhundert lang gefangen hielt. Nicht zuletzt steckte darin, wenn ich von dem spirituellen Protest absehe, wohl auch schon eine raumgreifende Variante: die *Kultur-Revolte* gegen meine Zeil – wenn auch noch nicht das *‚Anarchische‘* der späten Jahre.

Hatte Novalis uns nicht wissen lassen, *wahrhafte Anarchie sei das Zeugungselement aller Religion?* Auf eine nicht leicht zu beschreibende Weise bin ich seit meiner Pubertät, durch alle falschen Befestigungen und Panzer hindurch, *wie er ein stets vom Geist Ergriffener g*ewesen. Immer wieder weit hinweggeführt von gesicherten Pfaden, habe ich mich als erwachsener Mensch auf die fadenscheinigen Führungen, Gewissheiten, Denk- und Bildmuster von Zeitgeistern nie mehr einlassen wollen; eher im Gegenteil! aber das machte mich mit den Jahren nicht nur zu einem Quer-, auch zu einem *Selbst-Denker.*

Damals, fast noch vollkommen im Bann einer idealischen, mehr oder weniger ideologisierenden Weitsicht, konnte nur eine Dialektik greifen, die sich durch einen intuitiven Fatalismus Ausdruck verschuf. Für einen realistischen Neuanfang (wie man das nennt) war mein Leben zu tief von unselbständigen Verhältnissen geprägt.

Dabei war der neuerdings geheiligte prophetische Geist, die bekanntlich *‚weht wo er will’* (Jo 3, 8), auf wunderbare Weise Goethes heidnischem Daimon der *‚geprägten Form, die lebend sich entwickelt’* (Urworte orphisch) – Morgengabe geistigen

Erwachens (schon in meiner Jugendzeit) – innig verbunden geblieben. Und so sehr mich Dinge mit großem Maßstab immer wieder in Bann schlugen, nach und nach erwuchs mir Zugewinn an persönlicher Entwicklung immer stärker aus dialektischer Anfechtung, zog es mich unwiderstehlich fort zu neuen Ufern. Noch ganz andere Visionen als die römische habe ich in meinem Leben zurücklassen müssen, ehe ich erneut an dieser Küste anlande.

Das Tragische ist, dass der geschichtliche Sinn, im persönlichen Leben wie in der gesellschaftlichen Kultur, seine Finalitäten wie seine Ambivalenzen erst im Nachhinein enthüllt. So bleibt auf dem Wege zur Selbstverwirklichung alles Vermeintliche überholbar. Wo mit der Erinnerung die Gefühle noch funktionieren, mögen die Entfremdungen von unseren frühen Träumen, von unserer eigenen Gut-gläubigkeit, aber auch von dem erfahrenen Glück, als zu hoher Preis erscheinen. Der Glückspilz, der am Ende gewonnen hat, wird seine Verluste nicht gegenrechnen. Aber auch der leidliche Erfolg heiligt seine Irrtümer, heilt auch Schuld eben nicht.

2

Das Unglück der Deutschen – nach der von ihnen herauf-beschworenen abendländischen Apokalypse, durch den un-widerruflichen Charakter, den ihre jüngere nationale Geschichte, zuletzt durch Auschwitz und seine Folgen, gewonnen hatte – war und ist es, dass sie einen Anspruch auf kollektive Rechtfertigung, und das bedeutet auch: auf die innere Wahrheit ihres Schicksals nicht mehr erlangen konnten, wiewohl sie sich selbst zuletzt auch als Opfer der Katastrophe verstehen konnten. Wir alle, ausnahmslos, hatten dieses Schicksal mitzuverantworten, ob wir das wahr-haben wollten oder nicht, sogar dort, wo wir uns als Befreite fühlen und später (gar) einer der beiden Heilswelten in Ost oder West wieder zurechnen durften.

Als einer, der die letzten Dinge vor Augen behalten hatte, habe ich mich persönlich nie mehr abfinden können mit einer Welt, die anscheinend bruchlos mit den Schrecken der Vergangenheit fertig wurde und gar nicht mehr zu erkennen vermochte, wie diese, vielfältig maskiert, weiterwirkten. Tatsächlich hat, was die überlebende Kriegsgeneration in den nächsten Jahrzehnten an

besseren Dingen hat vollbringen dürfen, nie mehr die Grundlage für eine Geisteskultur von Rang abgeben können.

Unter derartigen Umständen konnte, was dereinst die Stoffe hergab zu den Dramen und Epen der Völker, nur unterschiedslos in die geschichtliche Vergessenheit eingehen. Zu allmächtig waren die neuen (mehr oder weniger gewaltsamen) Verstrickungen, die auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs das millionenfache Vergessen blindlings beförderten, obschon zugleich – bei einem wachsenden Tell kritischer, vor allem junger Menschen – auch die Zweifel an den nur scheinbar bereinigten, in Wahrheit nur beschönigten Realitäten kontinuierlich wuchsen.

Aber die inzwischen in Übung gekommene Verwechslung neuer (re-)präsentabler Tat-Sachen in Demokratie und Rechtsstaat mit der hartnäckig verdrängten geschichtlichen Wahrheit war so allgemein geworden, dass auf die Dauer der reitende historische Reflex die überfällige Revision des Zeitgeschichtsbildes praktisch auf der Strecke blieb. Von dem einzigen, *‚was (wirklich) nottut'* wie es im Evangelium steht (Lk. 10, 42), nämlich um-zukehren auf verhängnisvollen Wegen, sprachen höchstens noch die Kirchen oder die Utopisten und Narren, von denen ich einer sein sollte.

So kann ich nicht umhin, die allgemeinen Dinge immer wieder mit meinen persönlichen derart abzugleichen (und umgekehrt). In Rom, wo ich einmal das erlösende Kreuz der Epoche eingepflanzt fand, vermag ich es heute so wenig mehr auszumachen wie irgendwo. Aber wohl nirgendwo in Europa hat sich die *stabilitas loci* des Christlichen Mittelalters, der kulturelle Zentrismus des Abendlandes, als Herrschaftsform aber auch als spirituelle Disziplin, so zur Unregierbarkeit fortentwickelt.

Das heutige Rom scheint sich vor allem deshalb so gründlich von dem Rom meiner Bekehrung zum Christentum zu unterscheiden, weil mein ganzes Leben sich zwischen diesen Positionen als zwischen den zwei Polen meiner Identität und Nicht-Identität entfaltet hat, einer Zeitgeschichte also, in die auf eine geistige Weise die ganze Weltgeschichte eingefaltet war – nicht als das historische Jenseits meiner selbst, als das es mir einst erschienen war, sondern als integraler und darum stets veränderbarer Faktor meines eigenen ringenden Geistes.

Geschichte, in diesem Sinn, stellt (überhaupt) weit mehr dar als die erkennbare und objektivierbare Kausalität, für die man sie hält.

In der Regel kommen wir nur erst (zu) spät dazu, sie als Wirkungsgeschichte ins Auge zu fassen, die alles, zuletzt uns selbst verändert und ja verändern soll, damit wir in die Lage versetzt werden, sie unsererseits zu verändern, zu entwickeln, umzubauen, vielleicht umzudeuten – auf einen Verstehenshorizont und auf ein Selbstverständnis hin, die ihr *nicht* in die Wiege gelegt waren. Erst die Möglichkeit unabsehbaren Widerrufs führt Vergangenheit – als vermeintlich in sich abgeschlossenes Fatum – über in das qualifizierte Nachhinein von Bewusstsein, das erst mit Recht Geschichte heißt. Identisches Leben und Handeln geschieht also entweder im vollen Bewusstsein von Herkunft und Hinkunft, das, indem es Unendliches verknüpft, wertend handelt – oder *Bewusstsein, Entwicklung, Geschichte* bleiben ohne veritablen Tiefsinn!

Unter *‚identischem Handeln'* werden wir dann auch nicht mehr (vor allem) die Realisation ideologischer Perspektiven verstehen. Identität, im wachsenden Selbstbewusstsein sich entfaltender Form, entsteht immer auch erst im Ganzen eines Prozesses, dessen Ziele nie ganz ausgetragen sind, als gebrochene neu gefunden und bestellt werden müssen, in der offenen und zugleich geheimnisvollen Übereinstimmung, die wir Gegenwart nennen, aus der mit großer Kontinuität einst die Sprachen und, in großen Rhythmen, die Gottes-, Welt- und Menschen-Bilder hervorgegangen sind, die sich heute im gewaltigsten Umbruch seit der Erfindung des Alphabets befinden.

Welcher Identität könnte eine Stadt wie Rom sich heute berühmt machen, wo sie nicht alle ihre historischen Identitäten in Frage stellen dürfte? Ich billige ihr das sogar ausdrücklich zu. Allein schon um vor falschen Selbstbildern gefeit zu sein, vor platten Zeitbedingtheiten, auch modernen, vor allem vor epochalen Gefangenschaften, gäbe es auch für sie kein Heilmittel als die kritisch-erhellende Wiederbegegnung mit ihrem Gewordensein im Medium von Geschichte – damit, was sonst nur Schicksal und Verhängnis wäre, zu einem Gesamt-Kunstwerk werden kann, mit dem Identifikation aller erst möglich wird.

3

Damals, in der Tabula-rasa-Situation, die die Deutsche Katastrophe hinterlassen hatte, konnte ich mit meinem idealistischen Bedürfnis nach einem vertiefenden Geschichtsdenken

einerseits, nach einem visionären Zukunftsdenken andererseits anscheinend nur ins zeitliche Abseits einer Restauration geraten, die an den lebendigen Erfordernissen solcher geistigen Schau letztlich genauso wenig interessiert war wie der freiheitliche, wiewohl geschichtslose Fortschritt, der sich mit dem westlichen Okonomismus verband. Unter solchem Betracht lässt mich die Wiederbegegnung mit meinen eigenen römischen Erinnerungen nun doch kräftig erschauern.

Nur mit einiger Selbstironie vermag ich mich heute in die Gefühle des neoromantischen Konvertiten von 1954 zurück zu versetzen, die, als er nach Rom pilgerte, offenbar (noch) denen der Nazarener verwandter waren, die hundertfünfzig Jahre vor ihm wie verlorene Söhne, Wackenroders *‚Herzensergießungen'* in der Tasche, in die Ewige Stadt heimkehrten, als jenen eines modernen, mit sich selbst beschäftigten Menschen, der nichts anderes als zu leben und zu arbeiten im Sinn hat. Was ich seinerzeit vor allem erlebte: das war *eine Zeit auf der Flucht vor sich selbst!* Ich hatte dergleichen nicht mit meinem Realitätsbegriff vereinbaren können.

Auf diesen frühromantischen Schriftsteller war ich, einer Anregung Hoffmanns folgend, schon in den frühen 50er-Jahren gestoßen, zugegeben, auch selbst damals auf der Flucht vor dieser meiner Zeit, die ich in ihren Eigenbewegungen immer weniger akzeptieren konnte, auch weil ich keines der Ideale meiner Jugend dort wiederfand, während sie ihrerseits immer begehrlicher nach dem augenblicklichen Erfolg schielte, immer unansehnlicher und hässlicher werdend in ihrem materiellen Gewinnstreben.

Das galt auch für das menschliche Umfeld der Universität, in das ich mich als ein schicksals-gebeutelter, schon etwas älterer Student anfangs der 50er-Jahre nur mehr schwer zu integrieren vermochte, wo alle nur ihr schnelles Fortkommen im Auge hatten, nicht aber eine der fatalen Geschichte abgerungene Weisheit, eine erneuerte, der ewigen Natur abgerungene Kunst, ein neues geläutertes Menschen- und Gesellschaftsbild, was alles mir damals glühend vor Augen stand.

Da war ich, dank meiner noch tief religiösen Philosophielehrer, schon auf neuen (heute würde ich sagen) schwärmerischen Glaubenswegen, von deren Impetus getragen, den ich ernst nahm wie kaum einer. So fühlte ich mich denn, als sei ich gerade rechtzeitig nun doch heim gekehrt *von langer Argonautenfahrt endlich im Besitz des Heiligen Gral* – zugleich verheißungsvoll

befreit aus der eigenen Biographie? nicht ahnend, welche neuen *geistigen Gefangenschaften* dem naiven und gutgläubigen Mann noch bevorstanden. Bei allen libertären, später auch neomarxistischen Freiheitsentzügen, die anderen drohten, sei mitbedacht, dass das Mittelalter in seiner romantisch-idealisierenden Spätform sich erst in den 40er und 50er-Jahren, also erst zu unseren Lebzeiten, zu erschöpfen begann.

Ich habe mich dafür nicht zu entschuldigen, es war einfach so: Die Bodenlosigkeit unserer Erziehung im Dritten Reich ließ, im Extrem gesprochen, eigentlich nur zwei Wege offen: *nicht zurück-zu-schauen,* sich also mehr oder weniger blind und erinnerungslos dem Zeitgeist zu übergeben oder aber ernsthaft *das Kreuz der Geschichte zu schultern,* was nichts anderes bedeuten konnte als wenigstens geistig umzukehren, bevor der gebotene Neuaufbruch aller erst möglich sein würde.

Heute, vor dem Hintergrund der so nachhaltigen *Umwege*, die für mich im spätrömischen Katholizismus ihren Ausgang nahmen, scheinen mit den falschen Selbstbildern auch die alten Kirchen- (und Staats-)Monstranzen in sich zusammengesunken zu sein (letzteres sage ich so apodiktisch freilich nur für mich selbst).

Die Jüngeren stellen sich heute – angesichts nur sehr kritisch zu beurteilenden früheren Entscheidungen ihrer Eltern – seltsamerweise, wie ich oft beobachtet habe, politisch, auch mental (vielleicht um überhaupt etwas zu verstehen?) so etwas wie eine einheitliche Gefühlslage in unserer Generation vor. Das liefe sich noch für die Hitlerzeit (mit Einschränkungen) sagen, aber schon die ersten Nachkriegsjahre modelten die Menschen ganz unterschiedlich. Mögen die Wurzeln der Gefühle in individuellen und kollektiven *Frühprägungen* (einem nicht nur tiefenpsychologischen Apriori), zu suchen sein, der Mensch wächst ein Leben lang. Vor allem rührt der starke, jedenfalls der dauerhafte Widerstand gegen den Zeitgeist erst aus eigener lebensgeschichtlicher Erfahrung (was natürlich keinen Schutz gegen Fehlleitung darstellt).

Bei aller Achtung vor dem Herkömmlichen wie vor den Alten habe ich in meinem Bestreben, die Geschichte gegen den Zeitgeist aufzubieten, allerdings niemals zum Nostalgiker werden können. Das mag zum nicht geringsten Teil davon rühren, dass so viele Ortswechsel und existentiellen Veränderungen schon zu meinen frühen Erfahrungen gehörten. Auf solchen Wegen jedenfalls habe

ich mit jeder neuen Erfahrung, mit jedem Neu- und Um-Denken in zunehmendem Maße auch die Überholbarkeit des Vorgängigen aber auch die Dischronizität des Gleichzeitigen entdecken und (auch) als Chance kennenlernen können, zentrale oder auch bloß einseitige Bezüge und Dominanzen in ihre Schranken zu weisen.

Dabei hatte ich immer auch in Erfahrung gebracht, dass sensibilisiertes Bewusstsein – bis zu einem hohen Grade in sich selbst gespalten – durchaus in verschiedenen Welten und Zeiten zugleich daheim sein kann. Auch ein Zeitalter, eine sich entwickelnde Kultur – und um so mehr, je vielfältiger und vielschichtiger ihre inneren Antriebe einmal waren – können weder mit ihren Fiktionen noch mit ihren Herkünften für immer identisch bleiben.

Schon die Frage, wie trotzdem geschichtliche Erfahrung tradiert werden kann, wirft die Frage nach ihrer zeitgemäßen Verarbeitung auf; die aber wird von Standort zu Standort nur unterschiedlich beantwortet werden können. Zwei (Schein-)Lösungen schlossen sich für mich von selber aus: die allgemeine Flucht ins platte Vergessen, ins naive, unreflektierte Über-alles-hinwegkommen; und ganz ebenso die privaten Ausflüchte der meisten in die unmittelbaren Aufgaben und Befriedigungen des Tages, in deren Konsequenz, meist bei voller Delegation von Politik, die Ratio gesellschaftlicher Utopie aber auch beharrlichen Widerstands über Bord geworfen wurde, was sich heute als wahrlich krankmachend erweist.

Damit sind, wenn ich nur auf unsere Geschichte schaue, ziemlich genau die Reaktivformen wie die Betätigungsfelder der geschlagenen Deutschen nach 45 benannt, das überwiegende Experiment der älteren Generation. An den moralischen Desastern denen so nicht beizukommen war, die uns deswegen bleibend vorauseilen, führten alle (Flucht-)Wege immer nur scheinbar vorbei.

4

Was hat Rom, wird man fragen, mit solcher typisch deutschen Vergangenheitsbewältigung zu tun? Für mich persönlich symbolisiert Rom heute ganz konkret vor allem diesen meinen historischen Fluchtpunkt sowohl aus meiner eigenen Herkunft und Geschichte, als auch aus einer wie immer interpretierbaren

Weltzeit, deren Stunde auch für mich geschlagen hatte, die nach meiner heutigen Überzeugung mit den Mitteln der Restauration aber so wenig zu bewältigen war wie mit denen opportunistischen Fortschritts. Mit beidem wollte ich eigentlich nie etwas zu tun haben dennoch drohte viele Jahre lang mein Leben in den Zwiespalt zu fallen, der sich zwischen diesen beiden Utopien auftat.

Erst zu Beginn der Siebzigerjahre hatte ich begonnen, erneut aufzubrechen, nach Dritten Wegen zu forschen, die mir aufgetragen schienen. Denn so wenig es je mehr eine Rückkehr zu den Vätern geben konnte, so wenig würden die verlorenen Söhne dieser Weltzeit einer Zukunft entfliehen können, die nun eingetreten war und die niemand hätte erträumen wollen: der kalte Krieg eisiger Utopien, gegen die der Protest des Geistes nicht mehr nur auf Knien stattfinden konnte und durfte.

Wenn ich heute, als Sechzigjähriger, versuche, mich selbst in diesen Zeitbewegungen auszumachen, will ich mich von nichts und niemandem absetzen. Im Angesicht der Mauern Roms drängt sich mir geradezu das Bedürfnis auf, auch ein Stück von dem zurückzurufen, was mich damals auf die Lebensreise gebracht hat – samt allem späteren Scheitern. Gar manches – dessen werde ich mir hier dankbar bewusst – hat in der Tiefe, ja nicht nur sentimentaler Erinnerung, dem Druck der Erfahrung und oft bitteren Erkenntnis durchaus standgehalten. Anderes, darüber hinaus, gedieh, in mancherlei Metamorphose, zu unvorhersehbarer neuer Gestalt.

Der Katholizität der Nachkriegszeit, wie ich sie in meinen Münchner Universitätsjahren, später auf das Konzil hin und durch das Konzil selbst habe erleben dürfen, gilt noch heute mein Respekt. Dass es damals (nicht nur für mich) um die Autoren des alten ‚Hochland' (führende Kulturzeitschrift, von C. Muth gegründet) eine katholische Weltliteratur gab, erinnern heute kaum mehr die Älteren.

In ihr wie im Wirken meiner Lehrer Guardini, Deku, Dempf, Wenzl, um nur die Philosophen zu nennen (und natürlich den Protestanten A. Vetter nicht zu vergessen, bei dem ich Entwicklungspsychologie lernte), durfte ich die letzten universalen Vermittler eines noch in sich geschlossenen Weltbildes erleben, hatte ich meine ersten geistigen Führer auf neuen Wegen gefunden. Ihnen danke ich auch das Existential eines Glaubens, das weniger auf Rechtgläubigkeit als auf Lebenspraxis gerichtet war – in einem

Sinn, der, als er von der nächsten Generation später neu entdeckt wurde, sich freilich neuen, über meine Lehrer und ihre Zeit hinausgehenden Inhalten und Horizonten zugewandt hatte.

Damals sind es für mich vor allem die großen monastischen Traditionen gewesen, die meinen Geist beflügelten, die rustikale Regula und die gregorianische Liturgie Benedikts, der glühende Eifer spekulativer Mystik und philosophischer Summen, wie ich sie rund um Thomas fand, der soziale Aufbruch und die Schöpfungsfrömmigkeit franziskanischer Spiritualität – um nur einige der Ecksteine zu benennen, auf die mir das Religionsgebäude gegründet schien.

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich – so ohne jede praktische kirchliche Erfahrung – nicht einmal ahnen, dass die Realität dem Maßstäblichen, welches gewiss auch durch meine eigenen Erwartungen gesetzt war, nicht gewachsen sein würde! Die massiven Ausgrenzungen, die für den in protestantischer Ehe Geschiedenen dazu gehörten und die meine Glaubensexistenz von Anfang an schwer bedrohen sollten, kann ich in diesem Zusammenhang nur erwähnen.

Vor den prunkhaften Palästen des kirchlichen Rom, die mich schon in der Unschuld meines Denkens und Glaubens mit wehmütigem Sinn erfüllt hatten, stehe ich jetzt wunderlichen Sinnes – ein Rom-Pilger, wie ihn die Stadt nicht so leicht gesehen haben wird! Durch mannigfache Erschütterung ein Leben lang immer mehr zu einem *‚Verächter'* menschlicher Eitelkeit und Macht geworden, wollte mir hier und heute nicht einmal mehr die große Kunst etwas sagen, die immer wieder nur dazu hat herhalten müssen, die Herrschaft über die Gewissen zu befestigen.

Denke ich an damals zurück, tue ich mich sogar schwer, vergleichbar Zärtliches alleine für die Ehrwürdigkeit christlicher Stätten zu empfinden, ist in meiner Zeit doch das Ästhetische zu einer von jedem brauchbaren sozialen Nutzen nur allzu häufig abgetrennten, fast abstrakten Form geworden. Dasselbe lässt sich in großem Umfang leider auch von der Religion und, ganz allgemein, vom modernen Lebensstil sagen. Zu spät hatte ich damit begonnen, deren anscheinend unausweichliche Sackgassen zu erforschen. So nagen mich heute auf Schritt und Tritt die Verfremdungen, Verwerfungen, Verkrustungen, Verschüttungen an, unter die in zweitausend Jahren nicht nur die

jesuanische Botschaft, unter die in einem Vierteljahrhundert der Himmel meines Glaubens geraten ist.

Welche Melancholie hat sich in diesen Jahrzehnten über diese meine Zeit gebreitet, die alles in eine Totale von Profangeschichte (oder soll ich sagen: von Politik?) gehüllt hat – um sich zuletzt als Geschichte des Unheils zu enthüllen? Roma Aetema: freilich nicht erst heute zur *Hure Babylon* (Apg. 17, 5) geworden, nachdem sie in ihren Blütezeiten immerhin den politischen Staat hervorgebracht, die Grundlagen des modernen Rechts geschaffen hat.
Auch in diesem Punkt sind meine Gefühle heute schweren inneren Angriffen ausgesetzt: Zu deutlich, einerseits, die Tendenz zur *Wiederkehr des altjüdischen Gesetzesstaates,* für dessen Überwindung Jesus von Nazaret doch gestritten und gelitten hatte (was einem schon suggerieren könnte, von einer neuen *‚Babylonischen Gefangenschaft'* Roms zu sprechen)! die Verkümmerung und Verelendung des Menschen in der säkularen Megalopolis, andererseits, wofür Rom hier allerdings nur als Symbol stehen soll.
Unter dem Aspekt der ausbeuterischen, lebenszerstörenden modernen Stadtzivilisation wirken die großen Konvergenzen von Antike und Christentum, von Metaphysik und neuzeitlicher Naturwissenschaft – um nur zwei der großen Kulturleistungen zu nennen, in deren Horizont ich in den Fünfzigerjahren neu geprägt worden bin – heute nur mehr wie Abendschatten auf den Gemütern.

Ich – aber vielleicht nicht meine Generation im Ganzen – der mit dem Bewusstsein solcher Errungenschaften noch leibhaftige Erinnerungen, wenn schon keine ungebrochenen, verbindet, kann nur mehr schwer nachvollziehen, dass ein Großteil der Menschheit, unsere Nachkommen eingeschlossen, heute nur mehr damit beschäftigt ist, irgendwie *‚auf- und davonzukommen'* (Rilke, Briefe an Lisa Heise, 1923!) Es handelt sich, wie man sieht, also keineswegs um eine neue historische Situation (ich hatte darauf bereits 1955 im *‚Türmer'* eindringlich hingewiesen, als die Entwicklung dahin bereits voll im Gange war).

5

Wie gut oder wie schlecht man sich persönlich vor solchen Hintergründen fühlt – Rom kann und wird niemanden gleichgültig lassen, schon weil sich nirgendwo *die Frage nach der Geschichte*

eindringlicher stellt als dort, wo Abendland, Europa, Moderne Welt in ihren Grundfesten geprägt und mitgestaltet worden sind. In nicht enden-wollenden Ablagerungen und Überschichtungen von Perioden und Epochen zieht diese Geschichte vor dem geistigen Auge vorüber, zwischen die eingekeilt man vor Ort eigentlich nur eine gespenstische Besucherrolle spielen kann.

Die antiken Ruinen, in ihrer spendablen Zweck-freiheit, schienen mir jetzt von allem das angenehmste und beste, kann doch, was vor allem zweckhaft zu funktionieren hat, nur zu einer angst machenden Gegenwart gehören, deren erdrückenden Größen-ordnungen sich niemand mehr entziehen kann. Natürlich berührt sie den Nachdenklichen auch schon deshalb schmerzlich, weil er sie nur mehr wie ein (zwar grandioses) Missverständnis empfindet. Da war der *Raubüberfall in Trastevere*, der unsern Weg von der Cosmedin-Basilika nach St. Peter so jäh beenden sollte, eigentlich nur der Paukenschlag, der auch uns Spätgeborene noch in das fast unlösbare Drama abendländischer Geschichte einzubinden hat und dabei auf unsere Betroffenheit offenbar nicht verzichten kann!

Das Ärgerliche beiseite getan, war ich von dem erlittenen Schock vor allem deswegen so getroffen, weil mir die Ambivalenzen dieses Vorfalls sofort als ein Ausdruck vor Augen standen, der über die Sache als solche hinausweist. Die privaten Verluste sind ja doch schnell verschmerzt, auch die Sprache findet sich wieder. Was einen nachhaltiger trifft: das ist dieses Hineingezogenwerden in ein anscheinend unentrinnbares (Gesamt-)Geschehen von durchaus transzendentem Charakter – übergreifenden Schicksals, über-greifender Schuld.

Die Fremdenpolizei, die uns zwei Stunden festhielt, wusste schnelle, allzu plausible Gründe, noch ehe wir selber zum Nachdenken gekommen waren redete sich auf ‚*die Arbeitsscheuen als einer neuen Mafia'* hinaus, *‚die nur das funktionable Gesamtbild störe'* – ein typisch etabliertes Vorurteil, wie ich meine, dem neuen Pharisäismus entsprungen, den wir auch von zuhause gut kennen. Faktisch daran ist eher der Rückfall ins rechtlose Mittelalter, der mit der gesellschaftlichen Situation durchaus korrespondiert, wo er auch nur als deren Kehrseite erscheint.

Ziemlich schnell wandelt sich die augenblickliche Wut, der ohnmächtige Zorn denn auch zu einer Form hilfloser Solidarität

gegenüber Verhältnissen, die wir alle durchaus mitzuverantworten haben. Ich werde in das allgemeine Gezeter jedenfalls nicht einstimmen: sich einerseits von aller Geschichte loszumachen, aber sich andererseits zu ihrem Herrenreiter aufzuschwingen!

Betroffenheit, wo sie nicht zu einem Einbezogensein im positiven Sinne gediehe – zu einer Art Amor fati, wie Nietzsche das verstanden haben würde, nicht als fataler Schicksalsglaube, auch nicht als moderner Eudaimonismus, vielmehr als ein Ja-Sagen zur ganzen Fülle des Lebens, auch zum Schmerz, zur Krankheit, zum Scheitern, zur Schuld, zum Tragischen menschlichen Daseins – könnte nur zu weiterer geistiger Selbstdemontage führen.

Ein ganzer Teil der Intransparenz gesellschaftlicher Phänomene, auch die Irrealität ihrer Selbstbewegungen lässt sich ohne weiteres aus der Unfähigkeit der Politik erklären, Wirkungszusammenhänge zu erkennen, die nicht zu ihren ideologischen Wunsch- und Zwangsvorstellungen passen, bringt jeder Part zu hohen Graden doch auch seinen Gegenpart hervor, ist jedenfalls mitverantwortlich für entstehende Multivalenzen aller Art. Wer heute noch *‚Wahrheit – als Eindeutigkeit'* fordert und zu praktizieren sucht, wird nicht nur den Sand im eigenen Getriebe, er wird die Gewalt in den pathogenen Strukturen nicht wahrnehmen, die er selbst unbewusst verkörpert. Schon weil alle Phänomene zusammen-gesetzte sind, muss das Ganze als die Transzendenz seiner Teile – nämlich zu deren Er-gänzung – stets vorausgesetzt werden.

Wo gar – wie weithin im Strukturkonservatismus, schon gar in fundamentalistischen religiösen Kreisen – Ambivalenzen noch immer als das schlechthin Böse erlebt werden, brauchen Erfahrungen erst gar nicht gemacht zu werden. Zwar funktioniert die *Verdrängung* bekanntlicherweise nicht. So kehren die Figuren solchen Verhaltens im Drama der Geschichte ewig wieder, können als unverstandenes und unaufklärbares Leid keine (auf-)klärende Gegenwart im Bewusstsein gewinnen.

Dass Geschichte und ihre Betrachtung niemals absolut, weder zeit- noch alterslos sein können, gibt die über alle Ufer tretende Stadt auch auf andere Weise zu spüren. Während das Christliche Rom mir heute zu routinehafter Gegenwart erstarrt scheint, allem kurialen Aktivismus zum Trotz, blüht das antike aus allen Wunden – als ob die Überschwemmung durch den Autoverkehr, der die

mittelalterliche Stadt zu ersticken droht, den antiken Bauten nichts mehr anhaben könne.

Mag dieses Bild mehr über meine heutigen Neigungen als über blanke Tatsachen aussagen; vor dreißig Jahren ist es genau umgekehrt gewesen: die Antike gewann in mir Leben, im Maße ich sie vom Christentum eingeborgen, ja überflügelt fand. Was ist geschehen? Schlichtweg nichts, als was die historische Rezeption in mir bewirkt hat! Die Erfahrung, dass zweieinhalbtausend Jahre Geschichte, mit meiner Lebenszeit verrechnet, in diesen dreißig Jahren gleichsam aufgehen, scheint mit allen Ergebnissen, die das zeitigt, zu etwas quasi Unwiderruflichem zu werden.

VIERTE ANNÄHERUNG

Zurückgekehrt und wieder sanft ein gesogen von der traulichen Romantik unseres latinischen Landsitzes, von dessen distanzierender Höhe der Blick über die von Leben durchpulste. weithin zersiedelte Senke des Hochtals von Sezze bis in die Pontinische Ebene und ans Meer schweift, fesselt mich wieder die Lektüre der antiken Klassiker, voran Vergils 'Hirtengedichte und Horazens 'Carmina' mehr noch dessen Satiren und Episteln.
Von ihnen, mindestens, weiß man, dass sie aus der Zeil stammen – ein Kriterium für Originalität. Ein gleich es kann man von den Evangelien nicht sagen, die uns gleichwohl bis heule lieb und wert geblieben sind. Wieder anderes gilt für moderne historische Autoren, die ich u. a. in meinem Reisegepäck verstaut finde: Peter Sloterdijk. Aurel von Jüchen und Werner Raith, die meine Gedanken mit ihrem großen Wissen bereichern.

1

Hexameter hat über einen Aon hinweg nichts von ihrer Glut eingebüßt. Natur und Die alten Texte lesen sich frisch, sind ganz unverbraucht. Die Musik der griechischen Weisheit, Jugend und Glückseligkeit wohnen so nahe beieinander wie später erst wieder in der Deutschen Frühklassik. Und doch, denke ich, täuscht man sich, wenn man sich, Ferien halber, bloß tragen lässt vom Klang und Zauber der Sprache.

Die tiefen Klüfte zwischen Stadt und Land, wie sie sich in dem Landmenschen Vergil auftun, waren die eigentlichen Probleme dieser *Zeit der Wende*, in der Macht und Herrschaft sich auf einer neuen Bewusstseinsebene hinterfragen lassen mussten – darin, wie in nichts anderem, der Zeit vergleichbar, in der wir heute leben. Das Gefühl von Behaustsein in ‚*Maecenas' jungfräulichem Arkadien,* auf das ich mich nur zu gerne einstimmen lassen möchte, ist Literatur.

Der Stadtflüchtling Horaz belehrt uns darüber auf eine mehr epikureische Weise. In seiner *‚Epistel an den römischen Politiker Maximus Lollius'* sieht er allen Herrschaftswahn im verweichlichenden Stadtleben begründet, in Besitztrieb und Maßlosigkeit. *Ataraxia* – Unerschütterlichkeit, Gleichmut, Selbstbeschränkung (in unserm Verstande): müsste sie nicht auch uns wieder – wie einst dem Dichter einer niedergehenden Zeit – als erste Tugend gelten? Ja, wenn Tugenden, unendlich missbraucht in den Zwangssystemen dieses Jahrhunderts, noch einen guten Ruf hätten!
Wie herzerfrischend, an dieser Stelle, seinem *‚sapere aude'* wieder zu begegnen! in vollem Wortlaut: *‚Frisch begonnen ist halb zerronnen! ermanne dich, weise zu sein!'* Wahlspruch aller naturrechtlichen Aufklärung von Anfang an! Immanuel Kant hatte einst, für die Moderne gültig, formuliert: *‚Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!'* Unsere ‚selbst-verschuldete Unmündigkeit' (Was ist Aufklärung? – 1784) brauchte wahrhaftig nicht fernerhin unser Schicksal zu sein.

Ich frage mich, wie Vergilius seine heiter-melancholischen Figuren hat schaffen können in der Unbill seines Jahrhunderts, so kurz nach den Spartakuskriegen? Sein Privilegiertsein erklärt nicht alles.

Meint man ihnen doch noch heute zu begegnen: Amaryllis und Galatea: (für unser Gefühl) wie einem Bilde Bonnards entsprungen. So Tityrus, dem Unsterblichen, der mich nach dem Kriege in Andre Gides *‚Paludes'* so etwas wie zeitloses Ober-den-Dingen-Stehen gelehrt hat! allesamt die auch heute wieder verlorenen Bürger einer Stadtzivilisation, die schon damals ihre humanitären Versprechen nicht hat halten können, um wie viel weniger heute, da von ihr eine neue, wahrhaft tödliche Herrschaftsdialektik ausgeht.

Drüben, in der Oberstadt von Sezze, auf einer Bank unter Platanen, saß ich stumm und einträchtig neben Ovidio (so nannten ihn Vorübergehende), einem Mann in meinen Jahren, während ein endloser Autokorso sich über eine gespenstische Bühne wälzte. Ein Bild – wie durch eine Einwegscheibe: ein richtiges Kinoerlebnis und geradeso hilflos einbezogen auch wir – in eine Welt, die niemand mehr wird anhalten, mit der sich bald niemand mehr wird identifizieren können! Wer hat sie gemacht? wer hat sie überhaupt gewollt? Aus so unterschiedlichen Hölzern wir beide geschnitzt sind, denen dieser zerstörerische Kult gleicherweise das Auge rührt – wenn wir eine gemeinsame Sprache hätten, würden wir uns darüber verständigen können? entpuppen sich alle babylonischen Türme im Grunde doch als ein Unvermögen von Sprache.
Noch ein ganz anderes Bild treibt mich seit Tagen um. Eine Figur, wie einer anderen Weltzeit entstiegen, direkt vor unserer Haustür: der launische Hirte, mit dem römischen Profil, der, völlig unerwartet unsern Weg kreuzend, aus der Tiefe empor getaucht war, seine behuften und gehörnten Naturgeister durch die Macchia zu den Anhängen der Lepinischen Berge zu führen.

Das *Bild des Hirten* gehört wie kaum ein anderes zur Frühgeschichte unserer Religion, und wie lange schon ist es kein Paradigma mehr! Nur zu gut aber passt es zur Geschichte vom *Verloren-unverlorenen Sohn* dieser unserer Weltzeit, für deren Untergang – oder Wiedergeburt? – wir in diesem Jahrhundert Augenzeugen geworden sind.

Der Hirte, mit noch hellenistischem Auge gesehen, mysterienhaft: Epiphanie eines Gottes (noch immer?), des Sohngeliebten weiblich-archaischer Urzeit! des Helden, der, bewaffnet, in gefährdet-besorgendem Dienst, einst der Hirte sein musste! In der Sprache juden-christlicher Liturgen gemurmelt: *‚pas-cha – pesach'* – Vorübergang des Herrn – einer Epoche, die mit dem

Hirten (sodann) den uneigennützigen Diener verband, und ohne ihn sogleich zum alles überherrschenden Heros zu machen!

Spontan fällt mir das Wort vom *‚Guten Hirten‘* ein: *‚Weide meine Lämmer, weide meine Schafe’* (Jo 21, 15-16). Für die *‘Gebildeten unter den Verächtern der Religion:* (Schleiermacher) des Hirten der Gottesschöpfung – nicht einer Schar von unmündigen Christen! das erste Bild immerhin, das die antiken Gemeinden sich von ihrem Sohn-Heros gemacht hatten – als von dem Hirten einer *‚Neuen Schöpfung’ (*2. Kor. 5, 17), der, in dessen Nachfolge, auch ein Christus-gläubiger fortan hätte sein sollen! Ein Bild, das viele heute, voran die ökologie-gläubigen Menschen, wieder verstehen werden – aber welcher Zauber setzt es neuerdings auch politisch in Brand?

Ein drittes Bild überschattet meine Visionen. Bei Werner Raith lese ich über die Sklavenaufstände rings um Rom, die um 198 (vor) in Setia (Sezze) ein Zentrum besaßen, an denen unbotmäßige Viehhirten in großer Zahl beteiligt waren. Bis weit in die Christliche Ära hinein, als unter den Sklaven schon Christen waren, hatte man die Aufrührer gekreuzigt.
Welche Ähnlichkeit hat unser Hirte noch mit dem Bilde des *Christus Jesus,* der, als Sohn der Juden geopfert, den Juden kein Christus, der von den Heiden zum Christus erkoren, den Christen kein Jude mehr sein durfte? Mindestens ist er kein Sklave mehr wie viele Hirten unter den Latinern es waren. Auch bin ich mir ziemlich sicher, er weiß von ihnen und den Kreuzen nichts mehr, mit denen ihre Wege gepflastert waren. Über die Juden und Christen mag er längst zur Tagesordnung übergegangen sein. Und sein Leben ist, jenseits theologischen Streits, ob er ein Berufshirte oder ein Tagelöhner ist, höchstens von ökonomischen oder ökologischen Überlegungen bestimmt.

2

Welten liegen nicht erst für uns Heutige zwischen den Gottes- und Menschen-bildern der magisch-mythischen Alt-Kulturen, die noch durch real beobachtete Entwicklungszyklen der Natur sowie durch den weiblich inspirierten Wieder-geburtsglauben gekennzeichnet waren, und denen einer sich Schritt für Schritt aussondernden, linearen, männerdominanten Geschichte, deren Hauptstoß-richtung von Anfang an ein hierarchisch gegliederter Ordo war, mit

rationalen Wertsetzungen und wachsendem politischen Machtbewusstsein.

Mit dem Beginn der sogenannten Hochkulturen münden die religiösen Liturgien wie auch der Diskurs der staatstragenden Philosophien nicht mehr in die zu erneuernden Kreisläufe des Lebens – als ihrem höchsten Ziel – sondern in die Ausbildung der Prinzipien von Herrschaft. Eine Konstantinische Wende' – als einmaliges historisches Ereignis – lässt sich erst für das Christentum ausmachen. Sonst sind die Übergänge fließend, immer neu stimuliert durch die Probleme der Macht.

In einer ersten großangelegten *Entmythologisierung der Geschichtsbilder*, die wir den Juden wie den Griechen in gleicher Weise zuschreiben, wird mit den jahrtausendealten Bildern die Sprache, indem man sie immer mehr auf die eingleisige *‚männliche Logik'* reduziert, nach und nach ihrer mythenstiftenden, poetischen Phantasie entkleidet. Das konnte nicht ohne weittragende Folgen bleiben. Zuerst nur ihrer mehrdeutigen Toleranz beraubt, wofür noch die Theologie der jüdischen Synagoge stand, absorbieren zuletzt die christlichen Dogmen der Exklusivität, von Allmacht und Stellvertretung Gottes die Bilder der Lebenserneuerung. Ja, das Leben selbst, ganz auf die Konfession eines Jenseits gestellt, beginnt auf eine Zäsur, einen Tod zuzulaufen, den bis dahin noch niemand gekannt hat.

Schon die jungen christlichen Gemeinden werden das zu spüren bekommen. Bereits gegen Ende des ersten Jahrhunderts bricht mit der *‚Früherwartung' (der Wiederkehr des Herrn)* die ursprünglich demokratische Gemeinde-ordnung zusammen. Zwar werden die antiken Christen im Bilde des Hirten – und jedenfalls solange sie als solche zu den Unterdrückten gehören – noch ihren kulturenübergreifenden Heros, den intuitiv-weiblichen Menschengott abbilden und verehren, aber dann geht dessen Kult, immer weniger verstanden und ohne rechten ‚Sitz im Leben', regelrecht verloren.

Mit der Herrschaft des kirchlichen Christentums wird dieses Bild immer mehr verdrängt und übermalt werden mit dem des Pantokrators, des wieder-erstandenen, alttestamentlichen Richter- und Herrschergottes, wie wir ihm als dem überdimensionierten *‚erhöhten Herrn der Geschichte' (*Apg 5, 31) – als eines von seinem Hofstaat umgebenen Monarchen – in den Apsiden der Kirchen

allenthalben begegnen, dessen Abgötter fürderhin Zerrbilder menschlicher, geistlicher und weltlicher Herrschaften sein werden.

Zwar sollte im 5. Jrht. das Bild *vom dienenden Gottesknecht* (Dan 6, 21) wiedererstehen im Bild des Gekreuzigten. Nach dem Ende des Römischen Imperiums wird sich der Herrschaftsanspruch von Kirche und Dogma – in Verbindung mit dem kulthaft vollzogenen *‚Selbstopfer Gottes'* (was anderes beinhaltete die katholische Messe?) – unter diesem Zeichen zu neuer Identifikation versammeln. Aber weder das *Wesen des Mahls noch des hirten-priesterlichen Menschen* – fortan verkörpert durch den Klerus, ausgestattet mit absoluter Macht über die Seelen und damit über Leben und Tod – lässt sich zwingend von solcher tödlichen Konsequenz herleiten.

Da haben wir die Ausgangslage aller modernen Aufklärung: die Nötigkeit einer Kritik der immer neuen Restauration byzantinischen Gott-Kaisertums – bis zu Napoleon und Wilhelm II.; noch Stalin, Hitler, Mao werden ihre Macht nicht wirklich vom Volk haben, das nach *Befreiung* (Gal 5, 1) dürstet. Dabei hatte es schon zur Zeit Jesu eine beträchtliche Tradition von Demokratie und politischem Widerstand, ja von philosophischem Anarchismus gegeben; letzterer im Erdkreis des Hellenismus durch stoisch-epikureisches Gedankengut auch in ein breiteres Bewusstsein gelangt, am konsequentesten von Diogenes und den Kynikern in Szene gesetzt (nachzulesen bei P. Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft,* S. 294 ff).

Leider liefen die Wirkungs-Geschichten von Macht und Geist stets mehr parallel zueinander oder aneinander vorbei oder gar in Konfrontation, als dass sie sich gekreuzt und gegenseitig befruchtet hätten. Immerhin sind daraus zwei menschliche Grundbewegungen hervorgegangen: eine, die mehr an der Beherrschung des Menschen, eine, die mehr an dessen Befreiung orientiert war. Solche Polarisierungen charakterisieren das Weltgeschehen ja doch in unübersehbarer Weise. Erst im Bewusstseins-Zeitalter, im Zeitalter offener Gesellschaften, von Freizügigkeit und Toleranz, von Autonomie und Individualität, von Selbstbefreiung und Selbstverwirklichung, werden die Strukturen der Macht kritisch durchleuchtet, beginnen die natürlichen Polaritäten an den Schnittstellen historischer Rollenverteilung fruchtbar zu werden.

Dergleichen gilt auch für gängige Interpretationen der jesuanischen Lehrerzählung, die (gerne) suggerieren, es handle sich um eine Entscheidung zwischen einer *Gesinnung des Bewahrens* und einer *des Veränderns,* also um eine förmliche Rechtssache, statt nach den inhaltlichen Motiven zu fragen. Dabei liegt die Affinität zu *männlich-weiblich* geradezu auf der Hand, gehören von Natur aus das Bedürfnis nach Bewahrung doch eindeutig mehr zum weiblichen, das Trachten nach Veränderung eher zum männlichen Element. So mag die *Herrschaft des Vaters* zwar das bewahrende Element, die *Revolte des Sohnes* dagegen das Element der Veränderung symbolisieren, aber worum es beim Erzählen des Gleichnisses (historisch-kritisch) geht: das ist nichts als die *herkömmliche Sozialordnung*, deren Auflösung in Gefahr stand.

Was wir heute *Basis-Denken* nennen – als Alternative zum herkömmlichen *Herrschafts-Denken* – leitet sich ganz anders her: nämlich aus der Selbstbestimmung des modernen Menschen, der Person des Einzelnen, deren geistesgeschichtliche Voraussetzungen wir in der seit dem 13./14. Jahrhundert aufkommenden *Anthropologie des Personalismus* finden. Damals hatten die Mystiker, voran Eckhart, die Würde des Menschen in seiner Geistnatur gesucht und gefunden. Jahrhunderte mussten vergehen, ehe (auch politisch) die *Menschenrechte* begründet wurden – wie lange noch, selbst nach der Bill of Rights (1776) und nach der Französischen Revolution, besaßen sie eigentlich nur deklarativen Charakter – und ebenso lange Zeit, ehe in der deutschen Klassik und Romantik die Polarität von Natur und Geist wiederentdeckt werden sollte!
Ich erinnere daran hier so nachdrücklich, weil alle legalisierte, aber nicht hinreichend kontrollierte Macht immer wieder nicht nur die guten Sitten und die Charaktere verdorben hat, sondern in großem Maßstab auch die nur in Freiheit möglichen (eigentlich kritischen) Künste und ganz ebenso die Bilder zukunftsträchtiger Mythen und Utopien - um zuletzt die Spiegel zu zerbrechen, in denen der Mensch rechtzeitig sich selbst zu erkennen vermocht hätte.

3

Die kulturhistorische Dialektik in der Alten Welt rund um das Mittelmeer – und um so mehr in ihrer Spätphase, im Römischen Reich – ist die von Stadtzivilisation und Agrikultur gewesen.

Gewiss: *archetypische Ideen und Entitäten,* dazu geschichtliche Identitäten, die die Schicksale der Völker aus der Tiefe zu bestimmen suchen, konterkarieren solche Oberflächensteuerung durch die ökonomischen Bedürfnisse von Herrschaft in gewisser Weise. Dazu kommt, dass die Gezeiten des Geschichtsflusses durch Siege und Nieder-lagen mitgesteuert werden, die man dereinst noch dem göttlichen Fatum zuschrieb. Verhängnis und Schuld wohnen stets nahe beieinander, auch wenn die Menschen heute das nur ungern einzuräumen bereit sind.

Wo die Bewahrung des Kulturerbes hauptsächlich Herrschaften anvertraut ist, denen es um *die Macht und deren Erhaltung* geht – und dabei wird es sich in erster Linie immer um ihre eigene handeln – werden deren Bemühungen vor allem dem Fortschritt die Waffentechnik gellen, ist die Entfremdung von der Kultur immer schon vorprogrammiert. Wie auch sollten Machtmittel, die wie nichts sonst geeignet sind, eine Kultur des Friedens infrage zu stellen, eine solche hervorbringen können? Militärisches Machtstreben aber ist kein abstraktes Kunstwerk, kein So-als-ob!

Schon im Altertum sind zentralistische und imperialistische Interessen zwangsläufig mit *Verstädterung und Landausbeutung* verbunden gewesen, deren unmittelbare Folge die Landflucht war. Ein Heer von landlosen Tagelöhnern und besitzlosen Arbeitern sieht sich zur Zeit Jesu mit dem erpresserischen Kriegsheer der Römer konfrontiert: eine revolutionäre Situation, die einen der Hintergründe für sein Wirken abgibt! Einen anderen bilden die ungerechten sozialen Verhältnisse, wie sie sich auch ohne die Römer aus der Wirtschaftsherrlichkeit der herrschenden Religionsparteien ergaben.
Die Dekapolis, ein Bund von zehn Städten im Ostjordanland, rekrutierte sich in römischer Besatzungszeit fast ausschließlich aus *Wirtschaftsflüchtlingen* (A. v. Jüchen). Jesus wird in seinen Gleichnisreden, auch im *‚Verlorenen Sohn‘* dieses Problem von verschiedenen Seiten beleuchten, besonders auch *Fragen von Geld und Besitz.*

In Latium mochten die Dinge dem Grunde nach nicht anders gelegen haben. Die äußeren Probleme von kolonialer Ausbeutung und Herrschaftssicherung konnten im ganzen Römischen Reich durch die inneren Kämpfe um Klassengewinn (bzw. -erhalt) und Sklavenbefreiung nur verschärft werden. Derart ging Großmacht-

politik bis in unsere Tage sowohl mit der *Verstädterung* als mit dem *Großgrundbesitz* Hand in Hand.

Hätte das Christentum die so weitreichenden Folgen aus derartigen Grundkonstellationen nicht stoppen sollen und können, die da sind: ein permanenter Kriegszustand, eine jeder Natur entfremdete Geldwirtschaft, Industrialisierung, Proletarisierung, Übervölkerung? Ich meine: wenn es, als die Machtfrage anstand, den ihm auferlegten konsequenten Verzicht geleistet und im übrigen beharrlich an *Jesu Konzept einer Offenen Gesellschaft* fest gehalten hätte – was vor allem bedeutet haben würde, den brisanten Kern von Aufklärung, der im Gedankengut des Nazareners steckte, wirklich ernst zu nehmen – die Weltgeschichte wäre anders verlaufen.

Als fatal hat sich vor allem erwiesen, was kirchliche Theologien noch immer behaupten: Jesu Anliegen sei gar nicht wirklich die (auch) politisch gemeinte Befreiung der Armen gewesen, der *Anawin*, der Erniedrigten und Hin-gebeugten, wie das hebräische Bildwort sagt. Er sei (schon weil er an den Aufständen der Zeloten sich nicht beteiligt, nicht einmal den Dolch der Sikarier im Gewande getragen) auch gar kein eigentlicher Sklavenbefreier gewesen.
Wer so denkt, verkennt *die politische Dimension der ‚Bergpredigt'* vollkommen! Er verabsäumt zu beobachten, was ihr spiritueller Tiefsinn war: die revolutionäre Botschaft nicht nur (in isolierter Selbstanwendung) zu verinnerlichen, sondern sie schrittweise (und zugleich verallgemeinernd) als *moralischen Imperativ* in die Politik einzuführen. Dabei bleibt mir bewusst, dass Jesus nicht kategorisch, nicht kantisch dachte.

Das zu begreifen hätte vor allem bedeutet, Jesu sanfter Revolution die Zeit einzuräumen, die Entwicklung zu gewähren, die sie über weite Zeiträume gebraucht haben würde, um sich voll zu entfalten. Eben dies, behaupte ich, hätte der Menschheit zumindest gewaltige Um- und Irrwege erspart, auf denen sie ihr Heil immer neu in (abgeleiteten) Gewalten gesucht hat statt im (Innen-)Maß der geschöpflichen und gottgewollten Dinge. Dabei hatte nichts der Sache Jesu so viel Abbruch getan wie die Gewalt, die in seinem Namen geübt worden ist!

4

Ich hatte einige der Helden der Altkulturen bereits vorgestellt, Abraham und Äneas, Berufene sonder Art, die eine fremde Erde zu bestellen hatten; Odysseus, einen mehr Verführten, der wie der Verlorene Sohn heimkehren durfte. Es gibt in der Reihe derer, die *fortgingen – um nie wiederzukehren,* noch ganz andere, denen keine Denkmale gesetzt sind, die namenlosen *Flüchtlinge und Vertriebenen, die Rebellen und Ketzer* – zu allen Zeiten in großer Zahl, auch sie *wahre Verlorene Söhne*. Die Groß-geschichtsschreibung mag sie ausgeschlossen haben, ich will sie hier nicht vergessen, sind doch viele von ihnen geprägt durch den jesuanischen Archetypus, Menschen, die seine Sache beispielhaft ernst nahmen.

Der *Stand der Hirten* vereinte in allen Verfolgungszeiten jesuanische Attitüden. Religions- und Wirtschaftskriege, das Völkerringen wie der Klassenkampf, vor allem aber der immerwährende Kampf um die Macht bildeten den Hintergrund auch der persönlichen Schicksale der meisten, ein gigantischer Kulturkampf um die dauerhafte politische und ökonomische Instrumentierung der Macht. Vergessen wir nicht, dass persönliche Integrität und soziale Gerechtigkeit über zwei Jahrtausende christlicher Geschichte nur äußerst mühsam erkämpft werden konnten, zumeist durch gewaltige Selbstopfer. So etwas wie die *Bewahrung der Schöpfung* – also die Sicherung der ökologischen Bedingungen von Leben und Überleben in größeren, die mentalen Auseinandersetzungen übergreifenden Zusammenhängen – stand dabei soviel wie außer Betracht.

Solche Mängel – ob es um die Polis, die Civitas, die Res Publica, gar, in einem höchst exklusiven Sinn, (wie bei Augustin) um den *‚Gottesstaat'* ging – waren schon in der Alten Welt einer der Knackpunkte menschlicher Schicksale. Mochten die Überforderungen, die Überspitzungen auch in religiösen oder weltanschaulichen Positionen ihre Ursache haben, Politik und Religion, Wirtschaft und Kultur bildeten dabei einen unzertrennlichen Zusammenhang, den vor allem die Macht steuert, und so ist oft schwer zu unterscheiden, wo Autochthones, wo mehr die Funktion vorwaltet.

Das *Bild des Hirten* – des abelitischen Gottesdieners – hat dabei so mancherlei Metamorphose durchschritten wie auch das Bild des *‚Verlorenen Sohnes'* Ich hatte schon gezeigt, wie mit der Herrschaft des Christentums das Bild des Hirten auch in der Kunstreflexion mehr und mehr abhanden kam. Nur zu schnell wird sich vom erdhaften Symbol der Lebenserneuerung, neben der dunklen Macht-Komponente, auch eine andere abspalten, die auf eine Erneuerung des griechischen Kultmysteriums (sh. Odo Casel: *‚Das christliche Opfermysterium'* 1968) hinausläuft und damit theologisch dem *Opfercharakter des Lebens und Sterbens Jesu* neue missverständliche Weihen verleiht. *Denn was konnte unter solchen Umständen die ‚Nachfolge Jesu '* (*sh. ‚Franziskus-Evangelium '*, Mt. 10) fortan bedeuten?

Unter den Auspizien des fatalen, als allmächtig erfahrenen leib-seelischen, materiell-geistigen Dualismus bald nichts als eine Disziplin der Lebens-verneinung, die einherging mit der anhaltenden Überherrschung dessen, was man der Unterwelt. dem Scheol, dem Hades zuordnete; metaphysisch: mit der Überherrschung der Vergänglichkeit, des Leidens, des Todes; im existentiellen Sinn: des Leibes, der Triebe, des Ich, des ‚Unbewussten' des Ungebildeten; zuletzt: der Natur des *‚sogenannten Bösen'* (Konrad Lorenz), wie man sie, vorpsychologisch verstand; alles Minderen nicht zuletzt, wozu auch die Arbeitssklaven, die Frauen, die Kinder gehörten.

Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn – in diesem Kontext auf den jüdischen Jesus angewandt – der als Gekreuzigter zum Vater heimkehrt, um fortan *‚Opfer und Opferpriester in einem'* zu sein (immerhin ein Haupt-Topos der katholischen Christologie): was für ein Welt- und Gottesbild, in dem der geliebte Sohn von seiner Heimat Erde, der berufene Hirte von seiner Väter Herde, der ausgewählte Bräutigam von der erwählten Braut sich trennen müssen! Ich denke, der Gedanke ließe sich durchaus vertreten, dass Jesus, wenn ich so sagen darf, die synagogale Väterordnung erst verlassen hat, als man ihn, den radikalen *‚Urheber und Vollender des Glaubens',* wie der Hebräerbrief (12, 2) sagt, als mystifizierten Christus endgültig der neuen Religion einverleibte, was ihn den Juden nur noch mehr entfremden konnte.

Mit der totalen Abtrennung vom Stamm des Judentums durch die Christologie verlieren sich auch die Bilder vom ‚guten Hirten ' (Jo 10, 11 u. a.), die immerhin zu den Selbstbezeichnungen Jesu

gehören, mehr und mehr, um erst in der höfischen Schäfer-Idylle des Barock und in der Gestalt überweltlich frömmelnder Seelenhirten der Nazarener wieder zu einem bevorzugten Bildthema zu werden. Ästhetisierende Esoterik, die für ein einfältig-subjektives Jenseits zuständig war aber nicht mehr für die Ganzheit konkreter Schöpfungswirklichkeit! Für die trat die chassidische Frömmigkeit des Ostjudentums allezeit ästhetisch viel ausdrucksstärker ein, wenn sie *ihren* Messias wie einen *‚neuen musizierenden David'* erwartete.

Wohl hat das Bild des Hirten, wie es die alteuropäischen Agrarkulturen charakterisiert, noch bis in die frühe Neuzeit hinein seine Wunder getan. Aber die mittelalterliche Predigt des maskulinen, gekreuzigten, *‚toten Gottes vom Weltgebäude herab'* (Jean Paul, *Siebenkäs*), die den ursprünglichen, stummen, noch weiblichen Mythos abgelöst hatte, wird auch der Beginn einer Entmythologisierung ungeahnten Ausmaßes sein, die zuletzt den Gekreuzigten selbst einholen wird mit der nachhaltigen Aufforderung, endlich vom Kreuz herabzusteigen und wieder die Gestalt des Hirten anzunehmen, in der er den Menschen zuerst erschienen war.
Ich, für meine Person jedenfalls, hielte solche *Heimholung* für die Überlebensbedingung numero eins eines modernisierten Christentums!

5

Wie oft mag im Laufe der Geschichte das Gleichnis vom Verlorenen Sohn uminterpretiert worden sein! Jesus, der die Parabel, so wie wir sie kennen, offenbar selbst erfunden hat, wirbt damit vor allem für das Beispiel von Vergebung, das er den Hartherzigen unter seinen Zuhörern vorhält. Mit solcher Akzentsetzung sollte Ihr Titel eher *‚Der gütige Vater'* (sh. J. Jeremias: *Die Gleichnisse Jesu*) oder, für meinen Geschmack noch besser, der *weise* Vater heißen. Eine sozio-ökonomische Exegese fördert weit mehr zutage.

Dazu muss man den sozialen Logos alt-patriarchaler Haus-genossenschaft kennen. Das griechische Wort *oikos* wie übrigens auch das lateinische *familia* schließt nämlich alle Mitglieder eines Hausstandes ein, selbst die Tagelöhner, die sich fest verdingt haben, für die der Hausvater die Verantwortung trägt. Wie anders sollte sich der *Gescheiterte* nach seinem verlorenen *Stand* zurück

sehnen? A. von Jüchen hat in seiner glänzenden Studie über Mammonworte und Mammongeschichten im NT (*‚Jesus zwischen reich und arm'*, 1985) über die verschiedenen Formen von Besitz nachgedacht, die in Jesu Gleichnissen reflektiert werden, wie sie im kritischen Übergang von der (überwiegenden) Natural- zur (überwiegenden) Geldwirtschaft immer wieder auftraten; uns sind solche Unterscheidungen leider gar nicht mehr bewusst.

Ich will, zu deren Quintessenz, hier nur festhalten: dass in Geld umgesetzter, sozusagen verflüssigter Besitz – wie ihn der Verlorene Sohn als sein Erbteil in Anspruch nimmt – zuerst einmal seine soziale Unschuld verliert, die nämlich darin besteht, dass *‚allen alles gehört'*. Jüchen prägt hierfür das Wort von der *‚alteuropäischen Oikologie'*, die man, entlang der Gleichnisse Jesu, *‚auf palästinensischem Boden sterben sehen'* könne. Die spätrömische *familia* wird diesen Charakter schon sehr weitgehend verloren haben. Das dem älteren Cato, später auch Cicero zugeschriebene (aber schon auf Platons *‚Politeia'* zurückgehende) Diktum *‚Suum cuique' (‚Jedem das Seine')* wird ganz neue Wege weisen – nicht nur des gewandelten Eigentumsbegriffs, auch schon individueller Selbstverwirklichung.

Dabei haben wir es mit einer Entwicklung zu tun, die sowohl die Gesetze des Ökonomischen wie auch die des Sozialen sprengt: die Kultur schreitet über ihre ursprünglich kollektiv gefundenen und geprägten Formen mit der Zeit immer mehr fort zu einer bis dato nie gesehenen Liberalität, Mobilität und Flexibilität von Gesellschaft und Einzelwesen. Wenn wir heute, mehr oder weniger hilflos, feststellen, wie weit wir uns insgesamt von den Ausgangspositionen, ja von den Grundlagen unserer Kultur entfernt haben, sollten wir solche Sachverhalte aller erst einmal zur Kenntnis nehmen.

Das Schicksal des *Verlorenen Sohnes* ist in diesem Sinn eine Kultur-Parabel par excellence. Aber sie besitzt natürlich auch noch ganz andere Dimensionen. Angehörige der jungen Generation haben auch aus hochmoralischen Gründen schon immer versucht, die väterlichen Besitzstände umzuwidmen (wobei auch schon damals Besitz für Stabilität, Geld für Liquidität standen), d. h. neuen Bestimmungen zuzuführen. Die offiziöse *Moral* kann auf die Dauer nicht an Besitzstände gebunden bleiben, bei größeren Umbrüchen folgt sie auch rechtlich den neuen Verhältnissen.

Um die Spannweite solcher Konflikte wenigstens anzudeuten: Einer durchaus wechselhaften Interpretationsgeschichte diente das Gleichnis von der *Wiederkehr des Hirten,* wie ich es persönlich am liebsten nennen würde, zwar bis heute dazu, die sträflichen Folgen von Sünde mit dem Lohn artigen Gehorsams – innerhalb angestammter Väterordnungen – abzugleichen; in dieser mehr oder weniger abstrakten Gestalt jedenfalls – der Figur des Namenlosen als eines fehlenden und verfehlenden Subjekts – hatte auch ich es zuerst kennengelernt.
Erst viel später wurde mir bewusst, dass die eschatologisch orientierte *Rund-Erzählung von Auswanderung und möglicher Wiederkehr* aus mehreren übereinander lagernden Schichten bestehen müsste, die sich wie Malschichten aufklappen lassen – je nach ihrem sozio-kulturellen oder sozio-ökonomischen Hintergrund. Nicht immer galten die herkömmlichen Ordnungen ja doch als vorbildlich; so sann man auf Veränderung oder gar auf Umsturz. Wie aber sollte dann unser Gleichnis erzählt werden?
Auch musste es einen Unterschied gemacht haben, ob das Leben mehr von der Dominanz von Agrar- oder der von Stadtwirtschaften bestimmt war, ob, je nachdem, mehr die Landflucht oder die Stadtflucht das Grundmuster thematisierten. Wohl stets aber ist der *Landmann, im Kostüm des Verlorenen Sohnes,* ein Kult- und Kulturflüchtling ersten Ranges gewesen. Bei veränderten Voraussetzungen bewertete man diesen Umstand nur anders.

War es das Profunde am Problem der *‚Heimkehr'* (in der Ursprungsschicht des Gleichnisses), sich als Akt der Umkehr, *von Bekehrung zum Juden- oder Christengott* – als zu deren Glaubens- und Sozialordnung – auszuweisen; die späteren Übermalungen kennen Heimkehr eigentlich nur mehr im Bilde subjektiven Wandels, von (durchaus) krisenhaften Einschüben des Reifens und Erwachsenwerdens, auch von psychischen Nachreifungsprozessen.

Die Malschichten dazwischen (auf das Gegenmodell des daheimgebliebenen Bruders bezogen?): voll frommen kritiklosen Elfers, den Sachhintergründe nicht sonderlich zu berühren brauchten, der schon deshalb mehr aufs Regredieren in frühe Unselbständigkeiten zielt; aber auch solche der Provokation, einer gegenteiligen, dialektisch-aufklärerischen Haltung , von ungenügenden Konzepten *‚autonomer Freiheit'* strukturiert , deren pathogene Heimkehrzwänge in neue Obsessionen überleiten (man darf beide vergleichsweise als überholt ansehen) – eine

Begrifflichkeit, die wir gründlicher freilich erst durch die moderne Tiefenpsychologie kennen, nicht zuletzt stimuliert durch A. S. Neills *‚Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung'* (1969).
Was uns auch heute wieder daran interessieren müsste: das sind die kulturhistorischen Zusammenhänge, um derentwillen erzählt wurde. Denn konkret stand dahinter, zumeist und zugegebenermaßen, nichts als der *moralische Heimruf* übermütiger Jugendgesellschaften aus allzu freier (urban-monetärer) Ungebundenheit *in den sozialen Organismus geregelten Land-(?) bzw. ‚Besitz-Lebens'* (um noch einmal an Jüchen zu erinnern) samt seinen, auch was die Arbeit angeht, stark verpflichtenden Zügen, was ursprünglich, wie gesagt, *im Teilen eines gemeinsamen Ganzen* seinen Ausdruck fand. In den westlichen Gesellschaften gäbe es dafür heutzutage nicht einmal Strukturen.

In den Städtekulturen vor der Zeitenwende, wie sie auch hier in Latium grundgelegt waren, hätte es vielleicht gar keinen Anknüpfungspunkt für unsere Geschichte gegeben, einfach weil die reichen Erträge der Wirtschaft im Römischen Imperium, sehr weitgehend ein Raub an anderen Völkern, überwiegend von Sklaven erbracht wurden, auch weil die Landflucht allgemein geworden war, also auch anders beurteilt wurde. Es ist schon auch die Frage, wem man eine Geschichte erzählt.

Unter den Kaisern, als die Staats-, wie die private Ausbeutung ihren Höhepunkt überschritten hatten, änderte sich das allmählich. Reformprogramme begannen zu greifen, die die Lebensschwerpunkte wieder aufs Land verlagerten. Aber schon damals gab es zugleich – wie später wieder vor der französischen Revolution – eine gelangweilte und vergnügungs-süchtige Hofgesellschaft, für die das heitere Landleben mehr eine Mode war – gleichwohl mit Zügen eines lehrhaften Moralismus, wie man ihnen auch bei Horaz auf Schritt und Tritt begegnet.
Erst das christlich-feudale Regiment erzwang die Umkehr in einer, wie wir wissen, totalen Restauration: mithin die Rückkehr zu Verhältnissen, in denen der autonome Landbau, nicht in erster Linie die Ausbeutung durch die Stadt- und Staatsvölker, eine Lebensgrundlage für alle schuf. Da mochte das Gleichnis seinen Literalsinn wiedergewonnen haben. Der Preis dafür, die Unfreiheit und Abhängigkeit der Bauern, Gewalt und Willkür der kleinen und mittleren Gebietsherren, im Kriegsfall die apokalyptische Furie, für

die man zu leben und zu sterben hatte, war allerdings ein gewaltiger, allein, die Zeit verfügte über keine andere Ratio.

Die bürgerlichen Stadtzivilisationen vom hohen Mittelalter an kehrten die Konstellationen dann sukzessive wieder um – mit allen Schwierigkeiten, stelle ich mir vor, für die Interpretation unserer Parabel. Denn je mehr Anziehungskraft das moderne Stadtleben gewann, desto einfältiger musste das entbehrungsreiche Landleben erscheinen. Im modernen theologischen Bewusstsein hat sich dann auch das *(weithin verlorene) Bild des Hirten* von den konkreten gesellschaftlichen Hintergründen mehr und mehr abgelöst; auf vielen der mittelalterlichen Tafelbilder ist es jedenfalls nur mehr in ästhetischer Gehobenheit, d. h. in abstracto auszumachen.

Wem, schließlich, sollte der unternehmende, der mit den Verhältnissen zurecht unzufriedene, der vielleicht auch bloß neu-gierige, neu-konzipierende junge Mensch, gar der revoltierende Ketzer (ein Typus, von dem die Weltgeschichte gelebt hat, den es heute, mehr denn je, in hoher Zahl und in vielfältiger Gestalt gibt) nun noch als verloren gelten? Die Zeiten haben zweifellos immer wieder jeden theologischen Boden unter den Füßen verloren.
Konkret mag der Hirte, dem wir so überraschend wieder begegnet sind, ein Stadtkind aus Sezze sein, dessen *Heimkehrversuch* ihn bei seinen motorrad- und autobesessenen Jahrgangsgenossen durchaus ins Zwielicht setzt. Wir (jedenfalls) sähen ihn heute sehr gerne in der Gesellschaft des Tityrus, befreundet mit Daphnis und Chloe, als Angehörigen einer Landkommune, höchstens eines mittleren Betriebs (nicht einer Agrarfabrik). Und wenn wahr ist, dass wir Geschichte, wie Geschichten, von ihrem Ende her zu lesen, zu interpretieren haben, darf es sich auch mit dem Verlorenen Sohn so verhalten. Auch das Paradies, wie ich weiter oben bereits sagte, haben wir ja zuerst als ein *‚verlorenes‘ ehe wir uns zu ihm auf den Weg machen.*

6

Auf dem Rücken katastrophaler Entwicklungen fragt erst heute eine radikale Geisteshaltung, eine zwar noch immer in den Anfängen steckende und das Ganze nur mühsam wandelnde neue Spiritualität, wie einst Jesus wieder nach den politischen Hintergründen und Erfordernissen von Geschichte. In einer Zeit, die ihre eigenen natürlichen und elementaren Lebensgrundlagen

zerstört, gedeiht im Ruf nach ‚*Bewahrung der Schöpfung*‘ (C. Fr. von Weizsäcker) erneut so etwas wie die Reflexion von *Heimkehr der menschlichen Zivilisation* zu sich selbst.
Manche Parallelen sind eklatant. So können wir unsere Gleichnis-Geschichte nun fast wieder so hören wie die römischen Christensklaven – *'Gefangene einer Freiheit*‘ die uns in die vorgesetzten, ebenso grenzenlosen wie undefinierbaren Form nicht (mehr) erstrebenswert erscheinen will. Jedenfalls reagiert so eine wachsende qualifizierte Minderheit von Kindern der bürgerlichen Überfluss-Gesellschaft, wenn sie sich aus ökologischer Ungebundenheit und ökonomischer Maßlosigkeit selbst zurückgerufen fühlt zu einer Lebensform, die ihr Fortkommen zwar nicht ausschließlich auf dem Lande aber doch redlicher Weise nur innerhalb gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Strukturänderungen sieht, deren Basis eine bodenständige, nicht (ihrerseits) ausbeuterische Agrarwirtschaft ist, die tatsächlich und hauptsächlich wieder von dem lebt, was sie selbst produziert und nicht von unüberschaubaren und auf die Dauer nicht mehr nachvollziehbaren Manipulationen, die nur diesen Anschein erwecken.
Wer heute dem Gleichnis von der *'Wiederkehr des Hirten'* nachsinnt, wird gar nicht mehr in erster Linie danach fragen, was diese Geschichte im Sinne einer Lehrparabel bedeutet, sondern wer dieser als die immer neue historische Wandelfigur ist, die uns da etwas für unsere Situation Erhellendes zu sagen hat. Wer sich bewusst macht, welche Verehrung und Verklärung sie im über-höhenden Mythos erfahren hat, während die Berufshirten zu allen Zeiten nur dem niedrigsten Stand angehörten, wird seinen Typus heute unweigerlich unter denen finden, die nach *einem anderen Leben,* nach einem *'Neuen Menschen und einer Neuen Schöpfung'* Ausschau halten, wie Paulus (etwa im 2. Korintherbrief 5, 17) *diesen Sachverhalt beschreibt. Der Aussiedler, der Emigrant, aber auch der Einwanderer, der Asylant, der* Flüchtling (überhaupt) scheint mir davon nicht so weit entfernt.
Wie der durch wilde Tiere getötete, vergöttlichte *Gute Hirte der Urzeit* aus der Flut steigender Frühjahrswasser wiedergeboren ward, so hatte man einst die Wiederkehr des biblischen *Hirtenkönigs David* mit der Messiaserwartung verknüpft. Steckt in solchen altertümlichen Erwartungen noch eine Hoffnung für uns? Auch im Rom des Augustus war der Hirte zu einer säkularen, zukunftsträchtigen, wiewohl mehr literarischen Spielfigur geworden. Im Werk des Vergil schon ein wenig zu nostalgischer

Bukolik hin stilisiert, will er uns heute nur mehr als der Musensohn jener höfischen, barock-pastoralen Bildungswelt erscheinen, dessen Bild durch vielfältige poetische und musikalische Vermittlung – unter Aussparung eines ganzen Menschheitsalters – auf uns gekommen ist.
Meine noch romantisch-idealistisch erzogene Generation kennt *das verlorene Bild des Hirten* noch durch die Rezeption des Mittelalters Christlicher Geschichte, das seine Wiederkehr vor allem im Zeichen kirchenfürstlicher Oberhirten gefeiert hatte. Wie viele Menschen, denen das Herrschaftszeichen Christi wie ein unauslöschliches Siegel aufgebrannt worden war, sind in diesem Zeichen umgekommen! Keine guten Zeiten – weder für die Streiter einer missverständlichen *Ecclesia militans* noch für die *Brüder und Schwestern des freien Geistes*, den Chiliasten und mystischen Gemeinschaften in der Nachfolge Joachims und Eckharts. Eigentlich erst in unserer Zeit hat der Philanthrop Rousseau ein *naturales Hirtenbild* wieder-erschaffen, somit auch das Kunstbild einigermaßen zurück geschnitten auf seinen realen Archetypus.
Das alte Israel hatte seine Mythen einst in verschiedenen Versionen erinnert. Zur jüdischen Überlieferung gehörte, wie der Reichtum an Erinnerung, so der Reichtum an poetischer Auslegung und Toleranz, die auch durch die Lehre des Talmuds, durch zunehmende Kasuistik niemals aufgehoben wurden. Dergleichen lässt sich vom Christlichen Dogma schwerlich sagen, zu dessen historischer Konsequenz die Aufhebung der Toleranz wie des Mythos geradezu gehören.
So gab es, in meinen Augen, für den Verlorenen Sohn schon immer bessere Gründe fortzugehen, als christliche Interpreten sie ihm zubilligen wollten. So stehe ich heute dafür, dass der Logos Christi den jüdischen Mythos nicht aufzuheben braucht, um unser altes Vaterbild zu verändern. So sollte für mich mit dem Kreuz Jesu immer mehr die *'Ohnmacht Gottes'* (Topos der Theologie von Dorothee Sölle) ins geschichtliche Bewusstsein treten, offenbar weil sich an ihr wie an nichts anderem die christliche Lehre erweist, dass alle Befreiung aus dem Leiden stammt, nicht aus irgendwelchen *Machtvollkommenheiten und Gewalten!* Käme dadurch nicht endlich auch alle maskulin bestimmte Menschen-Herrschaft an ihr Ende?

Wer, jedenfalls, wollte uns – den verlorenen Söhnen und Töchtern dieser Weltzeit – den entschlossenen Willen verübeln, einer Väterherrschaft zu widerstehen, die noch immer weltweit versucht,

Freiheit, Entwicklung, Transzendenz zu behindern (um welcher geschichtlichen Kontinuität willen?) – nicht zuletzt um wieder glauben zu können an die poetische Kraft unserer eigenen Phantasie!

FÜNFTE ANNÄHERUNG

Die Casa Reinecke liegt an den westlichen Abhängen des Monte Pilorci, einem weitläufigen Wanderberg, der meinen persönlichen Bewegungsbedürfnisssen vollkommen genügen würde. Ganz in der Nähe stehen in ungemähter Wildnis, wie bei Matthäus, die (weißen) Lilien auf dem Felde. An den Wegrainen blüht üppig das große Zittergras und die liebliche Jungfer im Grünen. Die Frauen bringen von den Wegen, die sie dort oben umherführen, die schönsten Sträuße mit nachhause.

Es ist Anfang Juni, touristisch gesprochen noch Vorsaison. Ein Bad im Meer verlockte uns nicht mehr, seit wir die von Autoräubern und Zivilisationsmüll befrachtete Küste inspiziert hatten. Erst dahinter mag es wieder unverstellte Wahrnehmung geben. Aber vielleicht bin ich ja gar nicht so sehr um solcher Beobachtungen willen hierher gekommen als vielmehr darum, in der Fremde, aus der Distanz, ein Stück eigener Geschichte wiederzufinden?

1

Alles Fortgehen, was immer seine deklarierten Ziele sein mögen, bereitet heimlich stets auch neue Heimkünfte vor. Der Eigen-Sinn allen Suchens und Findens – neuen Identitäten entgegen – bleibt davon unbenommen. Nach Nietzsche ist der Mensch ein *´Übergang, ausgespannt wie ein Seil über einem Abgrund´*(Zarathustra, 1.Theil, S.16). Darum wird er selbst sich nirgendwo festmachen lassen und dabei stets zugleich, was er hinter sich gebracht, auf eine sublime Weise behalten wollen.

So sind Herkünfte und Ziele des Lebens ineinander verschlungen wie die Jahreszeiten, gleichen Tag und Nacht im Auf und Ab der Geschichte und der Kulturen. Es gibt kein Ende – solange denn Zeit ist. Doch was wird geschehen, wenn *´keine Zeit mehr bleiben´* wird (Apk 10. 6). Beschreibt diese Frage nicht unverändert die Situation, in der wir heute mitten in Europa leben – das Damoklesschwert des Atomkriegs über unseren Häuptern?! Wer vermag auch nur zu denken, die martialischen Gewalten und Herrschaften, die das Jahrhundert nun schon so lange in Bann schlagen, lösten sich von selber auf?

Und doch gibt es immer auch eine Überlebenschance, eine Chance für den Frieden: wo wir einen *Zeitvorsprung* gewönnen, der das Fatum aushebeln, einen *Denkvorsprung*, der es überholen könnte, indem er es als den Anachronismus erweist, der es in Wahrheit ist. Die Menschen brauchten nur *´umzukehren'*, wie Jesus von Nazaret das seiner Zeit, die wie die unsere eine Epoche der Fremdherrschaft und der Selbstentfremdung war, vorgeschlagen hatte, als er in seinen Bergreden den Menschen versprach, sie aus diesem *´Schattenreich des Todes´* zu befreien und – statt in einen Krieg gegen die Römer – in ein *Reich sozialer Gerechtigkeit* (Mt. 5, die sog. Bergpredigt) zu führen.

Und so einfach wäre das noch heute: wir brauchten nur unsern fatalen Lebensstil zu ändern, der auch die Ursache für die meisten der heutigen Nöte und Weltübel ist! Ursache und Folge (zugleich) der Überrüstung, durch die wir uns retten zu können glauben, vor wem? vor dem *´Reich des Bösen´* (Regan)? oder vor der Armut und dem Elend der Welt, gegen das wir uns abzuschotten suchen? Das Böse steckt allemal in uns selbst. Sehen unsere Politiker denn

nicht die inneren Zusammenhänge zwischen der Überrüstung in unsern west-östlichen Breiten, die jeden Mehrwert und dazu die Ressourcen der Erde verschlingt, und der *´Unterentwicklung´* in der übrigen Welt?

Der bedenkenlose Overkill scheint mir jedenfalls nichts als die Kehrseite des Expansionismus unseres westlichen Lebensstils zu sein und, statt auf die endlich wieder-entdeckten *Prinzipien der Selbstbeschränkung* – als den einzigen Überlebenschancen in der *Einen Welt*, in der wir leben – wieder nur auf die Affirmation von Macht und damit der gewaltigen Unterschiede in der Güter-verteilung hinauszulaufen. Ein einziger Teufelskreis, der uns in Schwung hält – bis zum bitteren Ende?

Wohin ist die Aufklärung gediehen, die die Freiheits- und Menschenrechte dereinst auf ihre Fahnen geschrieben hatte? Scheint es doch schon lange nicht mehr darum zu gehen, diese endlich mit *allen* Menschen und Völkern zu teilen, endlich *alle* falschen Götter, die uns in Gestalt totalitärer Ideologien beherrschen, zu überwinden, auch wenn sie, wie in unserem Fall, im Gewand einer elitären Wirtschafts-, Verdienst- und Besitz-Religion daherkommen?

Wenn wir in Anbetracht der apokalyptischen Tatsachen oft nur tapfer resignieren können – um das *luther´sche ´pecca fortiter´* einmal heiter zu variieren – weil die west-östliche Menschheit, hin- und hergerissen zwischen Glauben und Wissen, zwischen blindem Vertrauen und Zynismus, unbelehrbar ihre Götzenbilder anbetet, sollten wir immer wieder einmal an die alten Römer denken! Alleine, wenn wir die intellektuelle Hochgestimmtheit, in der damals – in einer Zeit, die der unseren auch an Gewaltsamkeit nicht nachstand – Vergil seine unglaubliche *´Weltenwende´*, Horaz sein tapferes *´Carpe diem´* angesagt hatten, vergleichen mit der Kleingläubigkeit, die auf die seltsamste Weise mit unseren Reichtümern und materiellen Überlegenheiten korrespondiert, werden wir nicht gut abschneiden.

Denn natürlich gibt es immer auch *Gründe zur Hoffnung*. Wenn wir uns nur intensiver mit Zukunftsfragen auseinandersetzen wollten – mit Fragen ökologischen Überlebens, von Unter- und Über-entwicklung, des Weltfriedens etc. – wir würden eine Fülle von Aufgaben entdecken, die West und Ost, Nord und Süd miteinander verbinden statt sie zu trennen. Dabei mögen *Ursachen* eine

wichtige Rolle spielen. Aber sie bedeuten nicht alles. Das Trennende verstehen wir erst, wo wir es zu überwinden lernen!

Vor allem müssen wir aufhören, nur unsern eigenen Wohlstand zu bewahren! Hoffnung kommt auch nicht von dem fatalistischen Glauben, dass schon alles gut gehen wird, sondern aus begriffenen Zusammenhängen, die sich in neue Wirklichkeiten umsetzen lassen. Es hat noch keine Welt gegeben, in der sich in so kurzer Zeit so vieles verändert hat, in der die Folgen eigenen Handelns so schnell sichtbar wurden. Viele vermögen darin nur mehr das *schicksalhafte Verhängnis* zu sehen, es könnte auch die *Gnade des Kairos* darin stecken, wie die Griechen *den günstigen Augenblick, die erfüllte Stunde nannten.* Dazu müssten wir aber die Zeitzeichen lesen können, die wie *Menetekel* an allen Wänden stehen.

2

Die *´Heimkehr des verlorenen Sohnes´* unserer Weltzeit bedeutet noch immer zuerst, sich der eigenen (heimlichen oder unheimlichen) Ursprünge zu vergewissern. Zwar mag der moderne Verlorene Sohn heute nicht heimkehren, um zu Kreuze zu kriechen, um (gleichsam) die Moderne zu widerrufen, die er sich in den Kopf gesetzt hatte. *Heimkehr heute* – für jeden Einzelnen in dieser vergänglichen Welt und in besonderer Weise für uns Deutsche – bedeutet immer auch, vergessene oder verdrängte Herkünfte wieder-zu-finden, die uns *nicht* gefallen können, durch die wir dennoch tief geprägt worden sind.

Diese Forderung darf natürlich nicht beschränkt bleiben auf die barbarische und unglückselige Geschichte der Deutschen vor 45. Die Erneuerung, um die es hier geht, bedarf einer strengen Besinnngsarbeit – auch in Hinblick darauf, was seither geschehen ist. Damit jedenfalls, dass wir uns immer wieder in die Brust werfen vor lauter Selbstgefälligkeit über das, was in diesen 40 Jahren geschaffen worden ist, ist es schon lange nicht mehr getan!

Schon 1945 - 48 , nahe dem absoluten Nullpunkt unserer Geschichte, als das Ende des Reiches mit der Korrumpierung eines ganzen Volkes und der *wundersamen Befreiung der Nation* von ihrem eigenen Dämon zusammengefallen war, hatten wir die von Reinhold Schneider angesagte ´Zeit der Gnade´ nur zum Teil nutzen können. Wie bald schon schien die einmalige Chance für

tiefer greifende Besinnungen soviel wie vertan. Die neue Gesellschaft hätte ja doch nur auf der Basis einer tiefer gründenden Selbsteinsicht begründet werden können, als wir sie damals besaßen und bis heute pflegen, was sich (für mich schon damals) auch in einer anderen Form von Wirtschaftsgemeinschaft hätte niederschlagen müssen.

Ob es unter dem unerhörten Druck der Weltlage noch gelingen kann, wenigstens die *Nachgeschichte* nachzubessern – einer Wirkungsgeschichte, die nun auch unsere Kinder und Kindeskinder mit-zu-tragen haben? gewiss nicht, wenn wir, wie vor der Vergangenheit, unsere Augen weiterhin auch vor der Zukunft verschließen! *Verantwortete Zukunft* (jedenfalls) wird es immer nur geben, wenn die Architektonik im *Haus der Erinnerung* stimmt!

Wenn ich in diesem Sinne wie Rousseau für ein *Zurück zu besseren Herkünften* plädiere, meine ich damit nichts anderes als die grundsätzliche *Besinnung auf Anfänge* aller Art, die nur im Geiste einholbar bleiben und deren Ergebnisse nur über-holbar werden, wenn die Geschichte weitergeht, suche ich auf die schöpferischen Kräfte zu rekurrieren, die es einmal gab, die über weite Strecken verloren gegangen sind und die ich heute, im Zeitalter eines noch nie dagewesenen Zynismus, fast nur mehr in den *Alternativen Bewegungen* wiederfinden kann.

Die Chiffre von der *´Wiederkehr des Hirten´* – die geschichts-philosophische These, die dieser Schrift zugrunde liegt – fordert wie Hans Jonas *(´Das Prinzip Verantwortung´)* eigentlich nichts als eine neue Weltverantwortung. Woher aber soll ein solches Bewusstsein, eine solche Haltung kommen? sind wir ihr doch noch nie wirklich gerecht geworden! nicht einmal, als wir noch leidenschaftlich wussten: *Nie wieder Krieg! Nie wieder solchen Wahnsinn! Nie wieder solche Schmach!*

Dass ein Geschichtsvolk wie das deutsche, das, nach zwei sinnlosen Weltkriegen, seine Vergangenheit zuerst gründlich hat hypertrophieren müssen, um sie zuletzt noch gründlicher zu tabuisieren, zu alten wie zu neuen Mythen neigt, liegt auf der Hand – um so mehr, als die gegenwärtige Zeit besinnungslosen Handelns ihrer Affinität zur Geschichte (überhaupt) mehr und mehr entraten zu sollen meint! Die einen empfinden das als Befreiung, die anderen als Verrat. Eine Ambivalenz, die aber doch ausgetragen werden muss, wenn so etwas wie das nationale Schicksal der Deutschen je wieder in den Blick kommen soll!

Noch nie war eine Geschichte so zu Bruch gegangen wie die der Deutschen 1945, und doch führte die Niederlage wieder zu keinem Ende! denn während man nach dem 1.Weltkrieg *nicht vergessen* konnte, wollte man dieses Mal *vergessen um jeden Preis!* So gab es schon nach kurzer Zeit wieder die erstaunlichsten Kontinuitäten, nicht nur personeller Art. Wo aber *keine Zeit zum Erinnern* ist, gibt es auch *keine Zeit für Visionen!* Im Urteil des unverbesserlichen Idealisten, der ich nun einmal war (und über alle Hemmnisse geblieben bin), konnte es schon allein deswegen keinen richtigen Neu-Anfang geben – im bewussten Widerspruch zu vielen gesagt, die stattdessen das *Realitätsprinzip* auf ihrer Seite wähnten.

So musste, im Handumdrehen, auch das, was man den Wiederaufbau nannte, in Restauration umschlagen. Der Preis aber, den – hinter allen Maskeraden – verlorene Erinnerung wie versäumte Visionen kosten, ist allemal die Wiederkehr von *´Geschichten´*, die, schon aus Gründen zweifelhaften Interesses, die Zukunft auf Mythen zu bauen suchen. So sind längst heroische Legenden wiedererstanden, die heute von historisierenden Minderheiten (bis zu Ernst Nolte und den Rechtsaußen der Politik) ganz offen verbreitet werden, in denen Bewertungen und Bilder wiederkehren, die nach so vielen Jahren der Verdrängung endlich dazu dienen sollen, das Selbstgefühl der Deutschen wieder über die tiefe Kluft von Schuld und Versagen hinweg zusteuern – (vorgeblich) reineren Anfängen zu.

Wie schnell auch war aus dem, was man schon Mitte der 50er-Jahre das deutsch Wirtschaftswunder genannt hat, ein neuer Mythos entstanden, die Utopie einer Wirtschaftsherrlichkeit, die bis heute zu funktionieren scheint. Ich verhehle nicht, dass ich den Versuch von Anfang an für einen Irrweg gehalten habe, zwei so durchaus widersprüchliche Systeme wie die freiheitliche und soziale Demokratie (auf eine quasi-verfasste Weise) mit dem libertären Kapitalismus zu verbinden, der doch, wie alle wissen könnten, vom *´ungerechten Mammon´*(Mt. 6, 24) regiert wird. So brauchte mich nicht zu verwundern, wenn eintrat, was zu befürchten war: die Überherrschung allen Lebens seither durch die *unheilige Allianz von Wirtschaft und Politik*. Zwar verschwand solche Fragwürdigkeit schon bald aus den Köpfen der meisten.

Hier ist nicht der Ort, die geistige Grundschwäche unserer Wohlstandsepoche zu analysieren, die ich vor allem in dem konservativen Opportunismus sehe, der es heute versteht, die

größten Gegensätze – wie etwa Traditionsbewusstsein und Fortschrittsgläubigkeit – in denen sich Menschen aller Klassen wie in einer hochgestylten Volksfront fast unterschiedslos treffen, so glanzvoll wie verführerisch zu amalgamieren. So etwas wie *´Wahrhaftigkeit´* (aber) wird sich mit der Vereinigung derart gegensätzlicher Wertsetzungen niemals verbinden lassen!

Damals traten, in einem geistigen Vakuum, das die wenigsten Jüngeren sich mehr werden vorstellen können, hauptsächlich zweierlei Ersatzfunktionen an die Stelle zerbrochener Identität: das verlegene Anknüpfen an die vermeintlichen *´Werte der Väter´*, an Tugenden, die es einmal gegeben haben soll, und so etwas wie die mit der Zeit ritualisierte Selbstrechtfertigung aus den ´Leistungen des Wieder-Aufbaus´. Da sich in all den Jahren die politische Großwetterlage nicht geändert hat, würde noch heute die Frage nach der rechten Besinnung, mag sie sich auch anders stellen, wohl kaum anders beantwortet werden, scheint es doch immer nur ums *´nackte Überleben´* zu gehen – dem neuen großen Crash entgegen.

So lähmt, in der Epoche des Doppelbeschlusses, auf der Talsohle deutscher Nachkriegsentwicklungen, denn auch nichts *mehr* die Gefühle, als dieser beklagenswerte Zustand. Erst wenn sich solche Ausflüchte endlich eindämmen ließen, zu denen man seit den erfolgreichen Fünfzigern so stark neigt, erst wenn man die elementaren Entwicklungsbrüche zugunsten eines am Ganzen der Welt orientierten neuen Bewusstseins durchschaute, die bei weiterer permanenter Verdrängung uneinholbar blieben, würde sich da etwas ändern können.

3

Die Deutschen werden ihre Unheilsgeschichte nicht hinter sich bringen, so lange sie sich weigern, sich mit ihr auseinanderzusetzen. 1945, nach der Niederlage des Unrechtssystems, dem die meisten naiv und gutmeinend gedient hatten, ging es noch um ein Stück mehr als um die überfällige historische Revision, nämlich *um Innere Umkehr!* Ich weiß nicht, wie viele unter den Älteren eine solche wirklich vollzogen haben, als die volle Wahrheit über sie kam und es nichts mehr zu beschönigen gab? Für mich persönlich stellten die Verbrechen der Nationalsozialisten so ziemlich alles infrage, was ich mir in meiner Jugend zu eigen gemacht hatte. Dennoch meine ich, dass das,

was ich hier vortrage, für das *Politische Vermächtnis der Kriegsgeneration* gelten kann.

Der Pazifismus, in dem sich solche Umkehr ein erstes Bewusstsein, eine erste Grundhaltung schuf, mochte er auch noch so manche Verwandlung erfahren, bestimmte fortan mehr und mehr mein Leben. Zu seinen Konsequenzen gehörte schon in den 60er-Jahren eine neue Logik, das dialogische und komplementäre Denken, das nicht mehr im Sinne aristotelischer dualistischer Logik sondern konvergent vorging sowie das sog. ´Neue Denken´, ein Ganzheits-Denken, das seine stärksten Impulse von dem Wiener Philosophen Christof Günzl empfing, der dieses ab Mitte der 70er-Jahre systematisch in die Politische Philosophie einführte.

All dem liegt nichts anderes als eine radikale Besinnung auf das Leben und seine elementaren Bedingungen zugrunde, eine *Besinnung auf die ´Lebens-Ganzheiten´* – inzwischen zum Überlebensproblem numero eins der Menschheit geworden, von keiner neueren politischen Kraft stärker aufgenommen als von der Ökologischen Bewegung dieser Jahre! Von der Friedens-und-Eine-Welt-Bewegung auch in die reale Politik eingeführt, fordert es unsern ganzen Einsatz, wenn auch mit völlig neuen Mitteln – schon um den talab stürzenden Zeitfluss irgendwie anzuhalten, wenigstens zu verlangsamen.

Vielleicht ist dies ja der Tiefsinn jeder Art von Ritualisierung, geht es dabei doch nicht so sehr um das Aussetzen von Sachen, deren Eigengesetzlichkeiten zumeist nicht einmal erfolgreich bestritten werden können, als vielmehr um einen durchaus veränderten politischen Gebrauch durch *´wahrhaft Initiierte´*, in das nötige Meta-Wissen Eingeweihte, in moderner politischer Sprache: durch eine wachsende *qualifizierte Minderheit*, die, statt nur an ihr eigenes materielles Fortkommen zu denken, endlich wieder zukunftsträchtige Beispiele setzt.

Leider hatte solche substanzielle weltanschauliche Neubesinnung nach dem Schicksalsjahr 45 – jedenfalls über das magische Datum der Währungsreform hinaus – keine dauerhaften politischen Signale setzen können. Auch damals – nach der Deutschen Katastrophe – konnte das notwendige Durchkreuzen der Zeitläufigkeiten lange Zeit nur in Einzelnen oder in relativ kleinen Gruppen geschehen, die sich, quer zu den sich neu bildenden Bewusstseinsstrukturen, ein eigenes Problem-bewusstsein zu schaffen vermochten. Für die Politik und

Wirtschaft, folglich auch für die Massen, durfte es - selbst nach den zwölf Jahren deutscher Schmach – offenbar kein Anhalten, keine Besinnung geben.

In diesem Sinne zu *´resignieren, wenigstens die Zeit einzuhalten´*, aber hatte bereits Ernst Wiechert in seiner berühmten Erlanger Universitätsrede an die deutsche Jugend 1947 gefordert: in der nach den einmaligen Verbrechen der Nationalsozialisten gewiss (einzig) angebrachten Haltung reinigender Selbstzerknirrschung – statt sich unumwunden auf die Seite einer der neuen Weltparteien zu schlagen, deren Kampf um die Macht sich bereits ankündigte, wenigstens so lange zu verharren, bis im eigenen gewissen und auch in den Augen der Weltöffentlichkeit sich jenes *andere Deutschland* wieder befestigt haben würde, das in der Kulturgeschichte der Völker seinen unveräußerlichen Platz besaß.

Das Fehlen einer progressiven optimistischen Zukunfts-perspektive in dieser Rede hatten viele der Zuhörer damals mit jugendlicher Arroganz quittiert. Von den ersten Studenten, die, frisch aus der Gefangenschaft, in abgetragenen Soldatenröcken und Knobelbechern diesem noblen Dichter der Deutschen (selbst eine zeit lang gefangen gehalten im KZ Buchenwald) zu Füßen saßen und auf Ermutigung hofften, hatten etliche enttäuscht und Türen schlagend die Aula verlassen. Auch ich, der Wiechert verehrte, zu dessen erster Lektüre nach dem Kriege sein *´Einfaches Leben´* gehörte, hatte noch Schwierigkeiten, ihm in aller Konsequenz zu folgen.

Als viele von uns, Angehörige mindestens jener Endkriegs-Jahrgänge, die nach dem verlorenen Krieg zur sogenannten *Verlorenen Generation* hochstilisiert werden sollten, durch das frühe Scheitern einer gründlichen geistigen Erneuerung politisch eigentlich schon resigniert hatten (gaben uns deswegen unsere opportunistischen, ewig-gestrigen Väter so frühzeitig verloren?), war aus der auch von mir vertretenen *´Heimkehr der Deutschen zu sich selbst´* – im Sinne Wiecherts – bereits die Restauration altdeutscher, altbürgerlicher Tugenden geworden, fast ohne Erinnerung daran, dass diese in zwei Weltkriegen, die von deutschen Landen ausgingen, mehr als reichlich zu Tode-geritten worden waren.

Viel zu schnell war dann das Kriegstheater in das politische und ökonomische Welttheater erneuter Befestigung von Besitzständen, Macht und Geltung überführt worden, waren die unglücklichen

Deutschen, außenpolitisch in das Spannungsfeld der neuen Mächtekonstellation in Europa eingespannt, der Versuchung erlegen, sich wie Münchhausen (sozusagen an zwei Zöpfen) aus dem Sumpf zu ziehen. Allzu schnell war die Zeit wieder ins Galoppieren gekommen und das anfängliche Entsetzen über die eigene Schuld von einer für uns Deutsche typischen Arbeits- und Leistungsbesessenheit verdrängt und verschlungen worden, die sich, selbst-rechtfertigend, bald auch aller Demütigungen ledig wähnen durfte.

Bereits Mitte der 50er-Jahre war das Wirtschaftswunder zu einem Selbstläufer geworden. Schon die Sprache verriet den restaurativen Grundzug aller Entwicklungen. War noch eben ein ganzes Volk *´auf der Flucht´* gewesen, *´unterwegs´, ´über die Grenze´* – Redewendungen, die das elementare Ringen um die materielle Existenz ganz gut illustrieren -, im Handumdrehen, bei prosperierendem Wohlstand, in einer unsäglichen Besinnungslosigkeit, war eine ganz andere Fluchtbewegung entstanden: die *Flucht vor allen geistigen Realitäten*: vor der (nationalen) Geschichte, vor Schuld und Verantwortung, die Flucht auch des Einzelnen vor seinem (besseren) Selbst. Die berühmt-berüchtigte ´Stunde null´ vermeintlichen Neuanfangs, wie ich sie auf der Talsohle der Erschütterungen, Gebrochenheiten und Demütigungen ausgemacht zu haben meinte, hatte es unter diesen Umständen nie gegeben. Wo also hätte ein bleibendes Bewusstsein davon herkommen sollen?

Da durften nicht einmal moralische Erwägungen dem Lebens- und Überlebenswillen derer, die, wie in dem gleichnamigen Theaterstück von Thornton Wilder, *´noch einmal davongekommen´ w*aren, allzu großen Abbruch tun. Nur die wenigsten jedoch machten sich damals klar, dass gerade mit dieser Konsequenz der Ausstieg der Deutschen aus ihrer Geschichte besiegelt sein würde. Die neuen Verführungen, groß an der Zahl, (ob materieller oder ideeller Art, getrennt nach West und Ost), hatten sich nicht nur der Massen bemächtigt. Kaum jemand vermochte ihnen zu entkommen, und bald ist ihnen auch niemand mehr gewachsen gewesen.

Zwar war ich persönlich, dank der demokratischen Gesinnung, die ich mir zu eigen gemacht hatte, dank auch der Schulung am Evangelium, die mir durch meine Konversion zuteil geworden war, nie mehr bereit gewesen, den hohen Preis zu bezahlen, der dort

bekanntlich mit dem *´Verlust der Seele´* (Mt 16, 26) beziffert wird. Doch in anderer Hinsicht muss ich mich der *verlorenen Generation* durchaus zurechnen, war doch auch ich wie die meisten über einen subjektiv-konservativen Denkansatz so schnell nicht hinausgekommen – schon dadurch, dass sich mir das Gesellschaftspolitische verzweiflungsvoll mit dem Religiösen verband.

Noch Mitte der 50er-Jahre stellte ich brennende Fragen zur Deutschen Teilung, hielt wie viele voller Einfalt am *´Gebot der Deutschen Einheit´* durch das Grundgesetz fest, nicht ohne zugleich immer wieder die geistige Auseinandersetzung sowohl mit dem Nationalsozialismus als auch mit dem Kommunismus zu suchen, beides in den Augen der meisten meiner Zeitgenossen der reinste Anachronismus. Kaum jemand wollte sich dafür noch die Zeit nehmen. Wie anders jedoch hätte eine durchgreifende Erneuerung der politischen Kultur, des Bewusstseins, der Mentalität zustande kommen sollen als durch solchen *Rückgriff und Ausgriff?*

Und dies müssten doch auch andere erinnern: just in dem Augenblick, als Auschwitz und Hiroschima uns gerade erst tief unter die Haut gegangen waren, stand schon wieder eine neue Aufrüstung ins Haus. Ich hätte damals verrückt werden können und habe mich schließlich doch breitschlagen lassen, nicht ohne die ganze Weltsituation mehr und mehr als ausweglos und apokalyptisch zu empfinden, überzeugt davon, dass *´das Ende aller Dinge´*(1.Petr. 4, 7) nahe bevorstehe. Wie sich das alles zusammenreimen sollte, konnten sich schon bald darauf unsere eigenen Kinder nur mehr schwer vorstellen.

4

Die Deutschen im Westen hatten damals wenigstens die *´verordnete´ Demokratie* angenommen, mochte dem Grundgesetz die Neu-Staatlichkeit der Bundesrepublik auch als ein Provisorium gelten. Und wenigstens eines war ihnen klar geworden: die mit der Demokratisierung von Staat und Gesellschaft verbundene Rechtsstaatlichkeit bot die einzigartige Chance eines Lebens in Freiheit und Sicherheit, wie man es in Deutschland noch nie gekannt hatte. Oder wer hätte solches unverdiente Geschenk je mehr mit einer anderen Lebensform eintauschen wollen? So schien deren grundsätzliche Bejahung ein leichtes. Zu begreifen,

das diese Chance zuletzt auch verteidigt werden muss, war dagegen ein langwieriger und mühsamer Prozess, mit komplexen, einstweilen unübersehbaren Folgen.

Solche Einsichten hinderten mich freilich nicht daran, vom restaurativen CDU-Staat zunehmend enttäuscht zu sein, der – nach Karl Arnold, dem Schöpfer des *Ahlener Programms von 1947,* dessen sozialstaatliche Vorstellungen noch dem Demokratischen Sozialismus verbunden waren – schon bald auf neue Arten von Klassenkampf und Sozialdarwinismus hinauslief. Wer dem Ökonomischen grundsätzlich die Priorität vor dem Sozialen einräumte, konnte der Idee *genossenschaftlich-brüderlichen Wirtschaftens und klassenloser Solidarität* nur den Boden entziehen.

Viel zu schnell auch waren die (spärlichen) Ansätze geistigen Neubeginns (der Jahre 45 - 48) vergessen und ersetzt worden durch jenen blinden *Wachstums- und Fortschrittsglauben,* der bald alle und alles beherrscht hat, die Lebens-Praktiker, die neuen Alles-Macher und Alles-Könner waren geradezu trunken davon. Während sich die meisten Menschen, wenn auch mit den unterschiedlichsten Motiven, wie von der Vergangenheit, so auch von der Zeitgeschichte abgemeldet hatten, um erst einmal in Theorie- oder Praxiswelten, in Technik- oder Kunstwelten unterzutauchen, hatte ich immer an dem Glauben festgehalten, dass alle entscheidenden Entwicklungen im Geistigen hätten stattfinden müssen.

Auch in den Augen großer Autoren besaßen Politik und Wirtschaft dafür keineswegs die nötige Kompetenz, sie waren noch nicht einmal in der Lage, ein kollektives ethisches Bewusstsein hervorzubringen. So hatte Friedrich Heer, der fulminante österreichische Historiker und Enzyklopädist, u.a. schreiben können:

´Allein, das Mutterland der Weltrevolutionen ... erlebt selbst keine Revolution, keine Veränderung der Machtstruktur und der Gesellschaftsordnung. Der deutsche Volksfrühling nach 1815, der deutsche Frühling nach 1918, der Frühling nach 45: dreimal wurden dieser Frühling und seine zarten hoffnungsvollen Blüten durch den Reif der Reaktion gebrochen... Dies ist deshalb möglich, weil der Geist hier keine politischen Konsequenzen hat, weil ein politischer Humanismus über kleine und kleinste Kreise hinaus

nicht Wurzel fassen kann (´Deutschland und Europa in ‘Offener Humanismus‘, 1962).

Auf eine vergleichbar durchschlagende Weise vollzog sich *´drüben´*, auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, der Bruch des historischen politischen Bewusstseins. Substantielle Reformen sowohl des kapitalistischen wie des sozialistischen Systems sollten sich fortan jedenfalls als unmöglich erweisen. So liefen die faktischen politischen Entwicklungen und die Entwicklung meines eigenen reflektorischen Bewusstseins unaufhaltsam in zwei verschiedene Richtungen, und so sollte ich etliche Jahre in mir selbst gespalten bleiben – ein begeisterter Europäer der ersten Stunde und zugleich ein Gefühls-Deutscher, der den verlorenen Ostgebieten nachtrauerte, ein glühender Anti-Machiavell und ein zunehmend unbeugsamer kosmo-politischer Philanthrop.

Die bitter umkämpfte *Wiederaufrüstung*, der ich, hin- und hergerissen zwischen verschiedenen friedenspolitischen Positionen zuletzt, als der politischen Ratio der Stunde, schweren Herzens zustimmte, sollte für mich auch zum Schlussstrich unter Perspektiven von einem Gemeinwesen werden, wie ich es gerne mit der Demokratie verbunden gesehen hätte, das die neue Kraftmeierei aber nicht zuließ. Schmerzlich genug, alleine mit den bis dahin mitgetragenen, leidenschaftlichen Appellen Reinhold Schneiders (sein Vermächtnis: in *´Der Friede der Welt´*, Paulskirche Frankfurt, 1956), der mit Ernst Wiechert, Albert Schweitzer, Romano Guardini, Friedrich Heer zu den Ziehvätern meines erneuerten Gewissens gehörte, wenn auch nur in diesem Punkt, nicht mehr übereinstimmen zu können!

Was keine Herzensentscheidung war, konnte nach dieser einschneidenden Veränderung (freilich erst nach einer späteren Einschätzung) nur zu einer politischen Paralyse führen, die die Deutschen aufspaltete – einerseits in Positionen eines nach wie vor latenten *´Gesinnungspazifismus´*, andererseits in durch *´realpolitisches Kalkül´* gekennzeichnete. Ich weiß noch, wie schwer es mir nach dieser Entscheidung gefallen war (aus immer noch staatsfrommen Gefühlen?), die sogenannte Ohne-mich-Bewegung dieser Jahre, in ihrer radikalen politischen Form als Apo (außerparlamentarische Opposition) zu akzeptieren. Erst als sich mit der Zeit die Linke anschickte, immer mehr in die Fußstapfen

der Rechten zu treten, konnte meine etliche Jahre lang gehaltene neue Position erneut ins Wanken geraten.

Zu schwer war es für die Besinnlichen viele Jahre lang überhaupt gewesen, sich im unterscheidungslosen Nebel der frühen Jahre der neuen Republik zurecht zu finden, in denen sich unter dem Schirm zunehmender Konfrontation der Blöcke freie politische Parteien quasi friedlich etablieren und entwickeln konnten und zugleich sich die von mir immer wieder *diagnostizierte geistige Atem- und Besinnungslosigkeit* erstickend und lähmend breitmachte.

Erst ein späteres Urteil aus (wiederum) neu gewonnener Distanz wird mich wieder zu meiner ursprünglichen Überzeugung zurückführen, dass durch die Wiederaufrüstung der beiden deutschen Staaten die Weichen letztlich doch in eine falsche Zukunft gestellt worden waren – bis hin zu dem gegenwärtigen militärischen Aberwitz samt rücksichtsloser Umweltzerstörung, wovon die Übervölkerung und wirtschaftliche Verelendung der Dritten und Vierten Welt nur die Kehrseite sind. Bereits zu Beginn der 70er-Jahre war klar, dass die *Probleme von Freiheit und Sicherheit* (weltweit gesehen) auf solchen Wegen niemals zu bewältigen sein würden!

5

Mein Glaube an eine Erneuerung aus dem Christentum, wie er mich mit Beginn der Fünfzigerjahre zu erfassen begonnen hatte, aufbauend auf der Ethik der Bergpredigt, ließ sich, schon seiner Form nach, weder in den sich neu etablierenden Gesellschaften noch innerhalb der alten Volkskirchen verwirklichen, so sehr ich das ersehnte. Schon in den ersten Hohenpeißenberger Jahren, als ich erste Modelle von *´Kontrastgesellschaften´* (ein Begriff, den ich allerdings erst später bei der Integrierten Gemeinde in München kennen lernte) zu entwickeln begann – ein Institut von Laien-Christen, im Widerstand gegen den politischen und religiösen Opportunismus – musste ich diesen Umstand schmerzlich er-kennen.

Viel zu spät erkannte ich, dass der Niedergang des kollektiven Gewissens, auch eines recht verstandenen Öffentlichen Bewusstseins vor allem aus dem neuerlichen Versagen der Christen in der Politik her-rührte. Sie standen Pate noch bei der

Talfahrt der Mehrheitsdemokratie (auch in den Christlichen Volksparteien, denen ich ursprünglich anhing), was zur Apokalypse unserer lebenszerstörerischen Zivilisation mehr beigetragen haben mag, als irgendwem recht sein konnte, als deren letzte Station mir heute die *´Preisgabe von Welt und Schöpfung´* erscheint, wie Eugen Drewermann sie jüngst beschrieben hat. *(´Der tödliche Fortschritt´*, 1981).

Jüngere oder Leute mit kürzerem Gedächtnis verwundert es immer wieder, dass gar manchem der heute 60-70-jährigen die Geschichte dieser Zeit – als erfahrene und erlittene, nicht bloß rekonstruierte – in ihrer schmerzhaft-gewordenen Leibhaftigkeit als eine durchaus gebrochene vor Augen steht. Es ist leicht zu begründen, einfach weil sie erlebt haben, wie ihre geistigen und moralischen Vorsätze im Tanz ums goldene Kalb in die Brüche gingen.
Selbstverständlich wussten auch sie, dass es nach der tabula rasa, die der Faschismus in Europa hinterlassen hatte, eine Zeit nicht nur der Wiederherstellung der politischen Kultur, sondern auch der Ausgestaltung elementarer menschlicher Bedürfnisse geben musste. Und natürlich hat man damals nicht in jedem Augenblick zwischen *´echten und falschen Bedürfnissen´* (Marxistischer Topos zur *´Selbstentfremdung´*) unterscheiden können und wollen. Und wer – ohne Ausnahme – hätte sich nicht über den Phönix aus der Asche gefreut, der sich wunderbar aus allen Zerstörungen erhob! Nur, um welchen Preis, den alle dafür erst noch würden bezahlen müssen?

Denn wie schnell dann der gelingende rein materielle Aufbau des Landes in eine nahezu kritiklose, ja blinde Zukunftsgläubigkeit umschlagen, wie fast unbemerkt – auch in der veröffentlichten Meinung – die (bloß) *´formale demokratische Ordnung´* (sh. Kraemer-Badoni: *´Vorsicht, gute Menschen von links´*), auf die wir ursprünglich – um der größeren Freiheit willen(?) – so große Stücke hielten, politisiert und das hieß kommerzialisiert werden sollte, ohne dass dadurch den Menschen echte soziale und ethische Werte vermittelt worden wären, das bekamen auch die wachen Leute häufig erst viel zu spät zu Gesicht.

Gewiss, auch unter den Älteren erkennt gar mancher erst heute die tieferen Gründe für solche schicksalsträchtigen Umwandlungen, nimmt mit Erschrecken wahr, dass der von Nietzsche angekündigte Nihilismus sich im Faschismus keineswegs

erschöpft, ja, inzwischen nur gänzlich neue Formen angenommen hat. Womöglich wird man den großen Propheten eines Tages auch noch für einen anderen unglaublichen Zusammenhang verantwortlich machen, den er prophezeit hat, nämlich dafür, dass die Deutschen die von ihnen *verweigerte Geschichts-re-vision* haben bezahlen müssen mit einem nahezu totalen Verlust an Zukunftsvisionen.

Noch leben diejenigen, die sich erinnern und, wie unser neuer Bundespräsident, Richard von Weizsäcker, die *Disziplin des Erinnerns* weiterzugeben vermögen. Aber viele hören nicht mehr auf solche Stimmen, die noch in der Lage wären, die so seltsamen Kontinuitäten von (faschistischem) Einst und (demokratischem) Jetzt aufzuklären. Ich denke dabei vor allem an die Arroganz der Mächtigen, die das *´Recht des Stärkeren´* täglich von neuem begründen, durch die zum dritten Mal in diesem Jahrhundert große Teile der kritischen Intelligenz dieses Landes (ob jung oder alt) mit Ignoranz und Verachtung abgestraft werden, statt dass sie sich von ihr die *Zeichen der Zeit* ansagen lassen. Wen hätten sie sonst dafür?

6

Nach all dem Gesagten steht für mich eines fest: Die *Fragen der Deutschen nach ihrer geschichtlichen Identität* können nur moralisch und das heißt *´revisionistisch´* gestellt werden. Nicht im Sinne einer Rechten, die die martialische Geschichte der Deutschen zuerst ungeschehen machen will, um sodann ebenda anzuknüpfen! Darum traue ich gewissen Formulierungen wie der von *´sinnstiftender nationaler Identitätsfindung´* oder jener, welche fordert, endlich *´aus dem Schatten der Geschichte wieder herauszutreten´* (Formulierungen anlässlich der Gründung des Deutschen Historischen Museums in Berlin), nicht über den Weg, scheint sich in ihnen doch noch immer das gleiche auszudrücken wie damals, als wir uns die unwiderruflichen Fakten unserer Geschichte nicht eingestehen wollten.

Was zu re-vi-dieren ist: das sind schlicht die Folgen und der etablierte Anspruch auf geschichtliche Festschreibung der politischen Entwicklungen in Deutschland seit 48, hüben wie drüben, ganz ebenso wie das damit verbundene *´falsche Bewusstsein´* (Marx). Diese Rede zielt nicht auf die aktuelle Infragestellung der beiden deutschen Staaten, aber auf den

provisorischen Charakter der beiden Gesellschaftswesen. Wenn nach dem Kriege die allseits fällige *Revision von Geschichtsbild und Weltanschauung* politisch nicht umzusetzen war, weil die neue Prosperität die Verdrängung (mindestens) der jüngeren Vergangenheit (geradezu) erzwang, so sollte das endlich heute geschehen können, da wir dazu die innere Freiheit besitzen!
Auf einem anderen Blatt steht, wie wenig das kollektive Bewusstsein damals die neue Dimension von Wirklichkeit, in die wir durch und nach Hitler eingetreten waren, überhaupt schon fassen konnte. Gewiss hatten die wenigsten augenblicklich auch nur das Ausmaß der Schrecken, der geistigen und psychischen Verheerungen und vor allem der Verbrechen realisieren können, die geschehen waren. Die neuen Verführungen durch das Wirtschaftswunder sind auch so angelegt gewesen, dass moralische Bedenken dieses gar nicht tangieren sollten und konnten.

Schließlich hatte es einen neuen politischen Konsens gegeben, eine Verfassung, die Freiheiten und Rechte befriedigend zu regeln versprach, in der Brüderlichkeit zwar nicht vorkam. Auch wollte es wieder nicht gelingen, die historische Schuld der Deutschen in einen neuen *´kategorischen Imperativ´* um-zu-schmieden. Ein gründlicher Neuanfang musste auch darum scheitern, weil der Zusammenbruch nationaler Identität, auch als Identität der Überlebenden in zweierlei Welten, was immer *Befreiung* in deren Ambivalenz, über die Zeitmauer von 45 hinweg, da wie dort hätte bedeuten können, ein *total moralischer* war, durch ideologischen Opportunismus so wenig wie durch ökonomische Umschuldung kompensierbar.
Ich hatte schon angedeutet, dass für mich, den frühen *´Gottsucher´* (mein Spitzname in der Schule), den Mystiker, den modernen homo religiosus, schon zehn Jahre nach Kriegsende die Lichter (wieder) ausgegangen, gleichsam die *´Letzten Dinge´* angebrochen waren. Zu wenige Menschen hatten damals durchschaut, in welche Zwickmühle wir uns begeben würden, wenn wir uns hier im Westen, mit dem schier grenzenlosen Vertrauen in die Errungenschaften der freiheitlichen Demokratie auch auf den uns fremden *´american way of life´* einließen, was beides, wie es schien, nur als (gewiss nicht nur von mir ungeliebte) Einheit zu haben war. Musste man sich nicht wie ein zwischen zwei unvereinbare Gegensätze eingeklemmter Deutscher fühlen, der

gewaltsam daran gehindert werden sollte, aus der Geschichte zu lernen?

Die gleiche moralische Gegensätzlichkeit prägte mein Denken gegenüber dem (gleichfalls) *materialistischen Programm des Kommunismus* – als eines utopischen Systems von Weltbeglückung, das sich wie das des Faschismus ungeheurer Verbrechen schuldig gemacht hatte. Ein Antikommunismus, wie ihn die Caux-Bewegung vertrat, so gute Gründe es während des Stalinismus dafür gab, war meine Sache gleichwohl nicht. Ich hatte in den Sechzigerjahren keine Schwierigkeit, mir die sogenannte *´Konvergenztheorie´* (der Paulus-Gesellschaft) zu eigen zu machen, ja, ich setzte auf einen *´Dritten Weg´*, lange bevor ich ihn im *Humboldt-Institut der Anthroposophen* in Achberg kennen-lernen sollte.

Später habe ich mich oft gefragt, warum auch ich – nach der Verinnerlichung von Ausschwitz und Hiroshima (was doch ein jahrelanger schmerzlicher Bewusstseinsprozess war) – das Ticken der Zeitbombe in Wiederaufrüstung und atomarer Abschreckung über etliche Jahre noch einmal so nachhaltig hatte verdrängen können? Subjektiv mochte noch immer meine idealistische Erziehung verschlagen haben, dann das Bekenntnis zur freiheitlichen Demokratie. Das sträfliche Vertrauen in die Beherrschbarkeit derartiger Gewalten ist wohl nicht zuletzt die Frucht meiner Bekehrung zum Christentum gewesen, beide Formen von Glauben sollten den Vietnamkrieg nicht unbeschadet überstehen.

Aber meine Resignation über all die verkehrte Fortschrittlichkeit dieser Welt konnte auch durch kein neugewonnenes religiöses Vertrauen dauerhaft aufgewogen werden, obzwar es mich hat hoffen lassen wider alle Hoffnung – auf die *Verheißungen des Christentums* wie auf die endliche *Verwirklichung der Grundsätze der französischen Revolution,* in denen jene für mich (endlich) bei sich selbst angekommen waren.

So war ich wie viele *zu* lange Zeit Rückbezüglichem verhaftet geblieben, nach Kräften in Versuche zur *´Vergangenheits-bewältigung´* verstrickt, ein Intellektueller sonderart, den das konservative Verdikt gegen diese Spezies auch dort noch mit-traf, wo es sich nur gegen die sog. *´Intellektuelle Linke´* richtete. Nichts drückt vielleicht mehr meine langjährige Gespaltenheit aus, die vieles zu überbrücken und zu verbinden suchte, denn ich hatte den

neuen Realitäten ja nicht blind gegenüber gestanden! Aber sie im Ganzen zu bewältigen, war eine Sache, die auch derjenige, der auf Knien lebte, offenbar nicht in *einem* Anlauf hat lernen können.

Als Reinhold Schneider, der Prophet auch einer anderen, einer besseren Geschichte, als es sie je gab, von der Bühne des Lebens abgetreten war (1958), war für mich die neue Welt in gewisser Weise schon wieder untergegangen – samt allem, was ich darin an Hoffnung, auch auf Geschichte, investiert hatte. Gottfried Benn, der das *´Ende der Geschichte'* neuerdings dekretiert hatte, sollte auf seine Weise recht behalten. Zwar blieb das *Weltgericht* bis heute aus, die Zeit aber sollte jahrzehntelang stille stehen – wie vor einem großen Sturm. Anscheinend wider alle geschichtliche Gesetzmäßigkeit ging im Westen der *´Frauenmond´ der Friedensbewegung* (Günter Bartsch), im Osten *die männliche Sonne einer neuen Mündigkeit, der Bürgerrechtsbewegungen,* auf.

Wann kommt die Zeit des Um-Denkens für alle, die auf den (hohen) Rössern der Macht sitzen, der *Umkehr* (auch) für die etablierte Politik? Es müsste eine Zeit der *Heimkehr des Geistes zu sich selber* sein – jener Einbruch eines *´konkreten Jenseits´*, wie ich gerne die Utopie einer Zukunft nenne, die im befreienden Hier und Jetzt beginnt! In paradoxaler Anspielung auf Nietzsche und Heraklit ließe sich für dieses Mal sagen: dieses Land liegt gleich hinter dem Fluss zur *´Ewigen Wieder-kehr´* – wir bräuchten ihm nur *einmal – zu entsteigen.*

SECHSTE ANNÄHERUNG

Auf unseren Exkursionen durch die Pontische Ebene zum Meer bei S. Felice und Terracina taucht das geistige Auge immer wieder ein in die altgriechische Kulturlandschaft. Unter dem Circefelsen, wo der Mythos das Anlanden des Odysseus lokalisiert, blühen wie zu Lukulis Zeiten verschwenderisch die hängenden Gärten der Reichen. Eine kaum bewegte See steht in übergangsloser Transparenz gegen den vibrierenden Tageshimmel.

Viel Zeit verbringe ich mit Lesen und Schreiben auf der weit-läufigen Hochterrasse. die gleich mehrere lauschige Plätze dazu bietet. Aber natürlich wollte ich meinen beiden Frauen schon ein wenig mehr Abwechselung bieten – wenn auch keine weiteren 'römischen Abenteuer' Schließlich fährt man auch nicht tausend Kilometer in die Welt, um sich dort bloß häuslich niederzulassen.

1

Glück hatten wir beim zweiten Besuch in der Ewigen Stadt, dìe uns diesmal mit Taschendieben verschonte. Wir hatten die unermüdliche Mutter wieder mitgenommen. Sie reist so gerne, und ich war froh, ihr auf ihre alten Tage noch etwas Neues zeigen zu können. Dabei mieden wir die schon gegangenen Wege, verkürzten die Strecke von Termini hinüber zum Vatikan mit der Tranvai. Der reinste Bilderbuchtag umfing uns, als wir zu dritt auf dem Petersplatz angelangt waren. Strahlend weiß ragte die gewaltige Kuppel Michelangelos in den blauen Himmel.

Unwillkürlich schweifte meine Erinnerung zurück ins Jahr 54. Damals, an einem helllichten Aprilnachmittag, stand der Neuankömmling, mit dem Fahrrad soeben von Civitavécchia in die Stadt gekommen, braungebrannt von der Frühjahrssonne, unvermittelt vor dem Petersdom: ein halbwegs verrückter Student der Philosophie aus München. *'Il tedesco!'* dieser Ruf hatte mich neun Tage lang begleitet; man konnte im Lande der Rennradler damals nämlich nicht so leicht einem Radfahrer begegnen.

Durch Vermittlung Guardinis in Beuron konvertiert, hatte ich nichts anderes im Sinn, als erst einmal Rom zu sehen. Nach all den Debakeln, die ich als Achtundzwanzigjähriger schon erlebt hatte, wünschte ich mir nichts mehr als all das Abgetane hinter mir zu lassen und ein neues Leben zu beginnen. Dabei war ich so unbedarft in Weltdingen wie ich mich – als geborener *homo spiritualis* – hingezogen fühlte zu einem geistigen Leben (was immer das heißen mochte). Und hatten die Beuroner Mönche den geschiedenen jungen Mann schon nicht in ihren heiligen Mauern aufnehmen wollen, irgendeinen Auftrag musste Rom doch für ihn haben. Immerhin war ich der begeisterungsfähige Mensch, der ich einmal war, geblieben.

Und doch sollten auch meine römischen Rechnungen nicht aufgehen. Zwar war meine zweite Frau, an deren Seite ich nun 32 Jahre später etwas verlegen, wie ich zugeben muss, vor Michelangelos Pieta stand – ich hatte sie noch im selben Jahr kennengelernt – auf meinen Spuren katholisch geworden. Aber als wir einige Jahre darauf heirateten, fanden wir uns als Wiederverheiratete vom Altarsakrament ausgeschlossen. Etliche

Jahre lang hofften wir noch, das weltumspannende Konzil, das der neue Papst, Johannes XXIII., einberufen hatte, würde befreiende Entwicklungen bringen. Aber schon bald mussten weit größere Hoffnungen begraben werden. Wer will es uns verdenken, dass eines Tages unsere Gefühle erlahmten!

Nach einem über ein Vierteljahrhundert lang andauernden Ringen um ein im Geiste Jesu erneuertes Christentum – ein Lebensthema, auf das ich nun zu sprechen kommen will – verließen wir 1980. nach dem Besuch Johannes Pauls II. in Deutschland die Römische Kirche wieder – ich, um mich in meiner Mutter Kirche zurückzumelden. Meine Frau wollte sich kein Mal mehr auf meine spirituellen Führungen einlassen; ganz konsequent hielt sie das später in Wethen zwar nicht durch.

Doch zurück ins Jahr 54: Benediktinerpatres von S. Anselmo hatten mich schon am nächsten Tag in die Geheimnisse der ältesten Kirchen Roms eingeweiht. Ich schwebte wie auf Freiersfüßen, fühlte mich wie ein Privilegierter, denn die heiligen Stätten öffneten sich z. T. nur ihrer Schlüsselgewalt. Wie schon deren Namen klangen: *San Stefano Rotondo, San Clemente, San Pietro in Vincoli, SS. Cosmas und Damian, Santa Maria in Aracoeli, Santa Maria in Trastevere, Santa Maria in Cosmedin* u. a. – um nur den ersten großen Rundgang zu memorieren. Diese beeindruckenden Begegnungen mit den frühen Stätten der römischen Christen verknüpften sich eng mit meinen Vorstellungen von einer *kommunitären Urkirche*. Auch gründet dort gewiss meine Liebe zu den alten Fresken und Mosaiken.

Als ich am Spätnachmittag, überraschend in eine größere Menschenansammlung auf dem Petersplatz eingekeilt, erlebte, wie der Papst, damals noch der schon kränkliche Pius XII. – unter begeisternden *Viva-il-Papa-Rufen* – am Fenster seines Schlafgemachs erschien, fand ich mich von Tränen gerührt. Erst viel später frug ich mich selber: War ich seinerzeit, kaum zehn Jahre nach dem Krieg, noch immer anfällig gewesen für Massensuggestionen – nur unter anderen Vorzeichen?

Nichts hatte der *'Erdengast'*, als der ich mich in der Trümmerwelt, die die uns Väter hinterlassen hatten, noch immer fühlte, mehr ersehnt, als eine *neue geistige Heimat* zu finden! Nur so auch konnte der Titel meines Lebensromans lauten, der damals – verkehrte Welt – mit dem *Heimkehr-Thema* begonnen hatte – wie nach dem Totalverlust des Vaterlandes gleichsam unser ganzes

Leben mit den *letzten Dingen*. Jedenfalls war der *Opfergang einer ganzen Jugend* noch lange nicht zu Ende – ich selbst, der erst spät hatte studieren dürfen, ein Überlebender sonder Art.

Damals lagen erst einmal nur diese vierzehn Tage vor mir: Rom nach allen Seiten zu erwandern, mich ein Stück weit in die neue Welt einzufühlen – ich spürte es bald – die die meine so schnell nicht würde werden können. Es liegt alles ja nahe beieinander. Bald gab es nichts Bedeutendes mehr, was ich nicht wahrgenommen hätte. Eine gründliche Distanz, eine Fremde blieb, schon weil ich des Italienischen nicht mächtig war. Mindestens in den Gottesdiensten aber fand ich mich wie zuhaus.

So vielfältig meine Interessen waren – ein immer Kulturbeflissener, der stets auch auf den Spuren Goethes und der deutschen Romantiker wandelte – was mich damals vor allem fesselte: das waren die Antike und das frühe Christentum. So gehörten zum Eindrücklichsten immer wieder die weiten Wege über die südlichen Hügel der antiken Stadt, übers *Forum Romanum* zu den *Caracall-Thermen* und weiter hinaus zur *Porta San Sebastiano* und zur *Via Appia Antica*, wo die *Katakomben* mich gefangen nahmen, oder zum *Lateran*, wo ich den Palmsonntag in *San Glovanni* mitfeiern durfte. Die dort erworbenen und geweihten Palmzweige mit dem roten Schleifchen hingen in meinem Hohenpeißenberger Arbeitszimmer noch etliche Jahre unter dem Holzrelief des Auferstandenen (meines Freundes Karlheinz Hoffmanns).

Heute konnten wir nichts dergleichen unternehmen. St. Peter stand auf unserm Fahrplan, ein Gotteshaus, das nicht nur alle Dimensionen sprengt, dessen kalte Größe und Pracht kaum noch eine ernsthafte Andacht erlaubt. Ich hatte den Frauen versprochen, dass wir wenigstens einmal oben auf der Kuppel stehen würden.

Man benutzt zuerst einen Fahrstuhl, nimmt, auf der Empore angekommen, fast benommen einen schwindelerregenden Blick ins Innere, hinab auf Berninis gewaltigen Altarbaldachin, erhascht von den weitläufigen Dachterrassen erste Ausblicke auf die Stadt, um endlich, durch die engen Doppelhäute der riesigen Kuppel, bis hinauf in die Laterne zu gelangen (unvergessen die Mutter, die behende Kletterin, und da war sie schon dreiundachtzig). Erst dort erschließen sich – urbi et orbi – alle Himmelsrichtungen, die Ewige Stadt auf ihren sieben Hügeln jenseits des Tiber bis weit hinüber in die Albanerberge und, in umgekehrter Richtung, bis Ostia Antica, ans Meer.

2

Wenn ich mich nach meinem heutigen Stand in der Welt frage, seit wir uns auf unsern Alterssitz nach Bayern zurückgezogen haben: auch diese letzte Heimkehr bedeutet weder einen Abschied von *alternativen Projekten* noch einen Rückzug aus dem *größeren Deutschland*, die wir beide zuletzt in Wethen zu gewinnen gesucht hatten! In all den Jahren gemeinschaftlichen Lebens, zuletzt als bewusste und streitbare Mitkämpfer der *Friedens-, Ökologie- und Eine-Welt-Bewegung* – gab es keine Resignation. Es gab *Anpassungs- und Heimat-Probleme* und, zugegebenermaßen, menschliche Enttäuschungen, aber nichts, was dem Grunde nach die Zukunftsträchtigkeit der verfolgten Ziele und die Vision von einer anderen Gesellschaft, die wir mit-vertreten hatten, je hätte infrage stellen können.

Welche Metamorphosen meine Gefühle auch in diesen Jahren durchlebt haben, kann ich hier nur andeuten; ein wenig mag man sie ablesen können von meinen späten Urteilen – nicht zu sehr, denn auch wo neue Wege eingeschlagen wurden, selbst wo ich mich von den Horizonten meiner Jugend, auch von meinen Lehrern im Glauben entfernt hatte, blieben elementare Prägungen, Neigungen, Treueverhältnisse bestehen. Schließlich wandeln wir uns, wo immer möglich, ein Leben lang, am stärksten im Geiste. Aber woran man einmal mit Leib und Seele gehangen, vergeht auch nie ganz, zumal alles *‘Schuldigwerden’* weit übertroffen wird von der Erfahrung des *‘Verdankens’. Väter und Söhne* sind und bleiben die Hauptakteure im großen Welttheater.

Nun sind auch Väter einmal Söhne gewesen wie Söhne wieder zu Vätern werden. Wo aber sind die Brüche, an welcher Stelle kippen die Horizonte? entlarven sich *Generationskonflikte* als bloße *Machtkonflikte?* wann und unter welchen Umständen verwandeln sich Missverständnis, Unglück, Schuld immer wieder in kollektives Verhängnis, Unheil, Verderben? Warum verführt der wackere Zwang zum *‘Guten Reinen und Rechten‘* so häufig zu Pharisäismus und Tyrannei? Es kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn den erhabenen Gesetzes- und Religionslehrern zuletzt die Gottesschöpfung abhanden kommt! Fragen über Fragen, die ich seinerzeit noch nicht einmal hätte stellen können!

Auch wenn ich selber gewisse Führungen und Fügungen meines Schicksals immer wieder habe in Zweifel ziehen müssen, immer auch sind es die mir aufgetragenen *Umwege* gewesen, die mich wirklich weitergebracht haben. So sollte auf dem *Kreuzweg meines Lebens* auch die Römische Kirche eine wichtige Station sein. Immerhin durfte ich mich in ihr und durch sie wieder der Menschheitsgeschichte einverleibt fühlen; selbst für einen wirtschaftswunderlichen Deutschen dieser Jahre gewiss eine heute schwer zu ermessende Gnade!

Heimkehr – hier und heute – bedeutet für mich vor allem ein Hinabtauchen in die Quellstube meines Gottes-Glaubens, wie er mir in einer Art Privatoffenbarung schon in meiner Jugend durch meine Beschäftigung mit dem *'Deutschen Glauben'* des *Meister Eckhart* geschenkt worden ist, praktisch vermittelt zwar erst in meinen Münchener und Hohenpeißenberger Lehrjahren. Damals – frühe Frucht meiner Einführung ins Christentum – erlangte ich nicht nur eine erste Stufe konvergenten Wissens; religiöse Intuitionen beflügelten mich von einem Tag auf den andern. Eine Reihe meiner Lehrer hatte ich bereits genannt; hier sollen wenigstens die Namen einiger großer antiker und mittelalterlicher Heiliger und Gelehrter stehen, deren Werke mich in diesen Jahren erfüllt haben: *Augustin und Benedikt, Franziskus und Thomas*.

Was für mich – nach meiner Rückkehr aus Rom – die religiöse Faszination des Christentums, auch von Kirche war, darüber habe ich oft nachgedacht und immer wieder auch geschrieben. War es die Spiritualität des Überwältigtwerdens durch die Kraft und Herrlichkeit des lebendigen Gottes und seines Christus gewesen? oder das Übersinnliche und Überwirkliche des Kultmysteriums? die prophetische Botschaft, wie sie den aus dem Elend Herausgerufenen verkündet wurde – jenseits einer verlorenen Welt? die vergebene Schuld, der wieder geöffnete Himmel?

Ohne auch nur etwas von all dem geringzuschätzen, sage ich heute: für mich war noch stets das *Brotbrechen und die Gemeinschaft des Teilens* das überwältigende Erlebnis und das alles entscheidende Glaubens-Essential, ob es mir zuteil wurde oder nicht. Nur konnte die alte unbewegliche Großkirche der solchem Bedürfnis angemessene Ort eines Tages nicht mehr sein! in einem spirituellen, in einem mystischen Sinne gewiss, *nicht* in einem konkreten, historisch-politischen.

Erst bei der *Integrierten Gemeinde* in München und bei der *Laurentiushof-Gemeinschaft* in Wethen habe ich im Vollsinn etwas von dem erleben dürfen, was landläufig als *Opfer-Gemeinschaft* firmiert, ohne dass sie dies so ausdrücklich hatten sein wollen, repräsentierten sie leibhaftig und erkennbar doch, dass das *Ritual des Brotbrechens* nur dann einen Sinn macht, wenn es noch etwas mit dem *gemeinsamen Leben* und dem *gemeinsamen Geld* zu tun hat – nicht durch Steuern anonymisiert sondern durch Teilen personalisiert.

Was man in den Volkskirchen und erst recht in den politischen Großgemeinschaften heute vergeblich sucht, in den kleinen lebendigen Gruppen vor Ort gibt es so etwas noch oder wieder wie in anderen konkreten Lebensgemeinschaften auch, in den Familien oder im Kloster: *Welt-Gemeinschaft – als solidarische Gemeinde*. Dabei erweist sich das gemeinsame Wirtschaften zumeist als das Allereinfachste. Nur was tun, wenn solche Mit-Menschlichkeit, solches Mit-Sein auch mit der Natur, wenn dieses älteste religiöse Zugehörigkeitsgefühl mehr und mehr erlischt?

Nicht als ob ich den Opfer-Begriff als solchen heute noch favorisierte! Jeder Angehörige meiner Generation weiß, wie entleert und missbraucht dieser Begriff schon durch das Dritten Reich war, durch das (im nachtragenden Verstand einer *Verstehenden Psychologie*) massenhaft Opfer zu Tätern und Täter (wieder) zu Opfern wurden. Wie schnell danach jede Form von Altruismus verloren ging, war verständlich aber zugleich auch erschreckend.
Dergleichen geschah mit dem Volks-Begriff. Das *‘Volk Gottes'* ein ur-jüdischer Topos, noch im säkularistischen Bismarckreich zum *‘Völkischen‘* stilisiert, zuletzt als *‘arische Volksgemeinschaft’* missbraucht und ausgebeutet: die Demokratie wusste an deren Stelle nur mehr eine einigermaßen *diffuse Gesellschaft* zu setzen, in der sich jedes Individuum selbst *‘der Nächste’* sein sollte, zu deren Ideal es geradezu wurde, wenn jeder möglichst viel *für sich* erwirtschaftete, des höheren Sozialprodukts wegen, das auf solchen Wegen zum neuen Goldenen Kalb des Sozialstaates wurde.

Ich hatte schon beschrieben, wie derart die Menschlichkeit unweigerlich in eine Art Dauerkrise geriet. Die meisten Menschen nahmen die damit verbundenen geistigen und psychischen, religiösen und kulturellen Verluste gar nicht mehr wahr. Ja, solche

Anästhesie wurde mit der Zeit zu einer Art von (negativer) Tugend. *Mich* indes haben diese Entwicklungen immer wieder in tiefe Melancholie versetzt. Niemand wird mich denn auch je dazu bringen können, zu glauben, dass staatlich propagierter Egoismus der Demokratie oder dem Rechtsstaat auf die Dauer förderlich sein werden.

Das war die Ausgangslage. Die Behauptung (im Übrigen), dass es sich bei diesem Verfahren immer nur um Zugeständnisse an die biologische Konstitution des Menschen handle, halte ich für politischen Zynismus. Zumindest ist die Befähigung des Menschen zum Miteinander stammesgeschichtlich genauso verankert wie die Bedrängnis, die zur Gewaltkompensation führt. Meine Generation ist auch zum Zeugen einer *Opferbereitschaft* geworden, die alles Dagewesene überbot. Welche Kräfte der Mensch zu entwickeln immer erst befähigt wird, wenn die Verhältnisse dies erlauben (oder erfordern), halte ich darum vor allem für eine Frage der Kultur und der politischen Erziehung.

3

Als mich 1956 die Idee eines *'Hauses der Begegnung'* auf dem Hohenpeißenberg zu beschäftigen begann, eines *'Hauses der Brüderlichkeit und Freundschaft, des Gebets und des Gesprächs'* sollte dessen Mittelpunkt eine derartige *'spirituelle Lebens- und Liebesgemeinschaft'* bilden; deren einzige abfragbare Profession, jenseits des Konfessionellen (wie ich damals in meine Kladden schrieb) ein *'Friedenswerk': 'das Zerstreute zu sammeln, das Getrennte wieder zusammenzuführen* und (wie es weiter hieß): *'den Versuchungen von Besitz, Macht, Geltung und persönlichen Verdiensten zu widerstehen...'* Die Programmatik enthielt nicht weniger als ein Reformkonzept – nicht nur für eine *andere Gesellschaft*, auch für einen *anderen Menschen*; welche Vermessenheit!

Dies darzutun, dazu mögen auch eine Reihe anderer Programmpunkte dienen, von denen ich wenigstens noch einige nennen will: die Schaffung eines *'neuen Gott- und Weltvertrauens'*; die Neubegründung der *'Lebens- und Berufsstände'* sowie unseres *'Verhältnisses zu den Gütern'*; das Erstreben eines echten *'Ausgleichs zwischen den Gegensätzen';* die Pflege des *'geistig-religiösen Kulturerbes'*; der Erweis des *'unendlichen Wertes der Person'*; ein *'Apostolat im Dienst an der Welt'* etc. pp.

Vielleicht sollte ich daran erinnern, dass alle *moderne Spiritualität* damals aus Frankreich kam. Man las Mauriac und Bloy, Bernanos und Claudel, beschäftigte sich mit den französischen *Arbeiterpriestern* und konnte, endlich, Theilhard de Chardin lesen. Sein Buch *'Der Mensch im Kosmos'*(59) ist für jeden Naturphilosophen und Evolutionisten seinerzeit eine Sensation gewesen. Zugleich stand mir die *kleine Therese von Lisieux*, durch Hans Urs von Balthasar nahe gebracht, hell vor Augen. Schließlich gab es damals nicht nur die später viel beklagte katholische Restauration! Freilich: wer die Zeit spirituellen Aufbruchs nicht *innerlich miterlebt* hat, wird sich schwer tun, solchen Impetus zu verstehen. Dass die meisten Menschen in der jungen Bundesrepublik mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren, sagte ich schon.
Kern meines Konzepts war eine *Spiritualität des Widerstands* gegen die fatalen Trends der Zeit und ein *Einfaches Leben*. Vor allem suchte ich nach einer Neu-Interpretation der sog. *Evangelischen Räte – Gehorsam, Armut, Keuschheit* – die als *katholisches Vollkommenheitsideal* aber nicht mehr einem besonderen Stand vorbehalten bleiben und deren Sinn auch nicht mehr *'Selbstheiligung'* (im überlieferten Sinn) sein sollten.

Zwar suchte ich die Erneuerung der Gesellschaft traditionsgemäß aus der *Spiritualität eines wiedergewonnenen Gehorsams* zu begründen, die *Tugend des 'Gehorsams'* aber hatte in mir bereits eine innere Umwandlung erfahren, war einer neuen Form von *'Gottesfurcht'* gewichen, die ich später *Mitverantwortung* nannte und die keiner Autorität im alten Sinne mehr bedurfte. Die *Tugend der 'Armut'* ersetzte ich schon bald darauf durch die der *Selbstbeschränkung,* die der *'Keuschheit' (bzw. Ehelosigkeit)* durch die *sozialer Hingabe*.

Den einen, den Innen-pol des Lebens dieser *'Friedensklause'* des *'Institut Hochland'* wie ich es auch nannte, sollte die *Contemplatio* bilden – ein reformiertes *Stundengebet* zur Heiligung des Lebens, der Natur, der Schöpfung Gottes; den anderen, den Außen-pol, die *Actio* – als *schöpferische Tätigkeit* in Beruf und sozialem Umfeld – im Spannungsfeld der säkularen Welt. Das war schon fast ein sowohl spirituelles wie politisches Vollprogramm, wie man es erst viel später auf den großen Kirchentagen wieder zu formulieren begann – zu einer Zeit, die als solche längst (und mit Volldampf) ins Ziel- und Maßlose abgefahren war.

Vor allem und damit die (zweifellos noch zu) stark akzentuierte Innerlichkeit keine abstrakte Übung bliebe wie in den Kirchen weithin, sollte ihr Fundament eine *konkrete Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft* bilden, wofür mir auch die Kibuzzim in Israel ein Vorbild waren. Allerdings ging es mir ausdrücklich nicht um gemeinsamen Besitz; die Mitglieder der Gemeinschaft sollten nur die Früchte ihrer Tätigkeit in die Gemeinschaft einbringen (wie wir das später auch in Wethen taten). Dazu war ein *Gästehaus* vorhanden, mit *ca. 4,5 ha bäuerlichen Umlands* versehen: ein *weltliches Kloster*, wie man das Ganze auch hätte nennen können – nach dem Vorbild der von Gerard Philips und Hans Urs von Balthasar initiierten Säkularinstitute.

Aber ach, mein Modell, das ich letzterem auch vorgetragen hatte, scheiterte schon daran, dass ich es ökumenisch und gleichsam als *'Doppelorden'* als Gemeinschaft beiderlei Geschlechts, konzipiert hatte. Dadurch erlitt, kaum dass ich in den Großraum der Kirche eingetreten war, mein Glaube an eine umfassende Katholizität – jedenfalls so wie *ich* sie mir vorgestellt hatte – bereits einen ersten gewaltigen Rückschlag. Ich ertrug ihn tapfer wie später auch die Verweigerung des Altarsakraments, als ich wieder geheiratet hatte. Immerhin habe ich der gewählten Kirchenform bis zu meiner konsequenten Distanzierung, ein Vierteljahrhundert später, die Treue gehalten.

4

Was das alles mit der *'Wiederkehr des Hirten'* zu tun hat, muss zuletzt noch einmal ausführlich formuliert werden. Von den Problemen der Umwelt, gar von *Ökologie* war in den 50er-Jahren (außer in Fachkreisen) ja noch nicht die Rede. Für *mich* fand die Zerstörung der Natur einstweilen vor allem in der religiösen und sozialen Ethik, in Lebensplanung und Kunst statt, die noch keine Rücksicht kannten gegen die elementaren Bedürfnisse der Natur. Den Begriff der *'Weltfrömmigkeit'* ein Haupttopos meiner jesuanischen Theologie, die ich damals zu entwickeln begann, hatte ich von I. Fr. Görres übernommen, die damit den neuen durch Teilhard inspirierten Glaubensimpuls zum Ausdruck gebracht hatte.

Der Typ des Hirten repräsentierte für mich schon damals nicht in erster Linie den *'Hüter der Herde'* Der *Hirte*: das war *der jesuanische Typos* schlechthin! ein *Verwalter*, kein *Land-Besitzer*, gleichwohl ein *Land-Bewohner*! Frömmigkeit bedeutete folglich:

ein *Hirte* zu sein *im Dienst an der Welt, an der Schöpfung Gottes*, in dessen Mittelpunkt ich mehr und mehr den die Erde selbst wieder bearbeitenden Menschen sah, nicht den Stadtbewohner, der sich zur *'Krone der Schöpfung'* aufgeschwungen hatte aber die ihm anvertraute Welt nur mehr *ver-wohnte*.

Der urbane Mensch – abgesehen von den Errungenschaften der Kultur, vor allem auch der politischen Kultur, die man ihm zu danken hat und die niemand unterschätzen sollte – hatte sich (in meinen Augen) mit der Zeit immer frivoler an die Stelle Gottes gesetzt, um zuletzt zu jenem *'Gottesbesitzer'* zu werden, als den ich ihn wiederholt zu beschreiben versuchte.

Erst heute beginnt man den Menschen allgemein wieder als Glied einer *Schöpfungs-Ganzheit* zu verstehen – und das sowohl als Resultat einer neuen Natur- und Umweltbeziehung als auch im Vollzug moderner Schöpfungstheologie. Erst mit einer konsequenten Absage an das anthropozentrische Weltbild aber könnte der *Begriff des Geschöpflichen* (überhaupt), ergänzt durch den der *Mitweltlichkeit*, wieder zurückgewonnen werden!

Der Weltauftrag an die Gottes-Gläubigen – das theologische *Dominium* – ist, wie wir nicht erst seit Gerhard Liedke (*'Im Bauch des Fisches', eine ökologische Theologie,* 79) wissen, keine Herrschaftsmaxime sondern ein Verwaltungsauftrag, in dem der Herr der Schöpfung den Menschen zur Verantwortung ruft. Heute vor allem: ein *Rück- und Heimruf zu einem Lebensstil*, der, statt die Erde unrevidierbar zu zerstören, eben diesen *Schöpfungs-auftrag* sichert – zu einer *Lebens-form*, die so etwas wie Entwicklung aller erst wieder ermöglicht – nach Maßgaben, die *nicht* der menschlichen Willkür unterworfen sein dürfen. Wann hätten die Großkirchen je dergleichen geleistet?

Als wir – zwanzig Jahre später – 1978 unser *Nassauer Projekt* starteten, war unter dem Eindruck der ersten Ölkrise die neue Schöpfungs-Spiritualität von den Jungen bereits so weitgehend verinnerlicht worden, dass wir glaubten, unabhängig von jeder größeren Organisation, unabhängig auch von jeder herkömmlichen Konfession, nun endlich – auf der Grundlage *einfachen Lebens und gemeinsamen Wirtschaftens* – zur Verwirklichung einer *alternativen Lebensform*, des modifizierten Modells einer *ökologischen und spirituellen Landkommune* schreiten zu können.

Um nur ein paar Grundgedanken zu zitieren, wie sie in unseren Thesenpapieren standen:

‘Wir setzen unsere Hoffnung auf die Selbstbefreiung und Selbstverwirklichung des Menschen, auf die Chance einer sich selbst Grenzen setzenden ökologischen Technik sowie auf die Entwicklung einer neuen Sozialordnung, deren Kern kleine, überschaubare, autonome Gemeinschaften sind, in denen jedem gegeben sein wird, zu leisten, was er kann, und zu verdienen, was er zum Leben braucht.’

> *‘Es kommt uns vor allem darauf an, mit Gleichgesinnten eine Lebens- und Wirtschaftsform zu entwickeln, die die falsch verstandenen Maximen von Produktion und Konsum, von Gewinn und Verdienst, von Anspruch und Besitz überwinden hilft. Dabei* befeuert *uns die Erkenntnis, noch heute umkehren zu sollen von dem verhängnisvollen Wege, auf dem private Willkür und kollektive Zwänge die Menschheit – von Krise zu Krise – immer weiter in Krankheit und Krieg geführt haben.’*
> *“Wir sind überzeugt, dass alleine das menschliche Herz die Defizite unseres Denkens und Handelns wird ausgleichen können. Wir brauchen dazu eine ökologische Ethik als einer umfassenden Rücksichtnahme auf Natur und Umwelt. einen durchgreifenden Willen zur Selbstbeschränkung, ein wachsendes Bewusstsein, das uns erlaubt, unser Verhältnis zum Nächsten wie zum Ganzen auf eine höhere, reflektiertere Stufe zu stellen; brauchen Lebens- und Überlebensschulen, in denen wir dieses neue Miteinander zu leben lernen.'*

Diese Texte sprechen für sich, aber bekanntlich gilt man mit solchen Ideen bei uns schon als Kommunist; ich hoffe, meine heutigen Leser werden das differenzierter sehen! Leider scheiterte auch dieser Versuch, so sehr man seine ökologische Seite als gelungen ansehen musste, an menschlichen Unzulänglichkeiten, für dieses Mal auch am Geld, letztlich an dem Zwitterwesen, nach so exklusiven Regeln in zweierlei Gesellschaften leben und wirtschaften zu sollen.

Unter den gegebenen Umständen waren schon die genossenschaftlichen Konzeptionen solcher neuen Gemeinschaften schwer durchzuhalten. Dazu kommt ein die Dinge verschärfendes psychologisches Moment, sind ihre Glieder doch gewohnheitsmäßig geneigt, sich gelegentlich untereinander noch wie in der großen Konkurrenzgesellschaft zu verhalten, freilich

ohne sich dessen bewusst zu sein (was die Sache nicht erleichtert). Zu grob wird dann der Innendruck der Gruppe, ob als kollektiver Leistungsdruck auf der einen, ob als Individualisierungsdruck auf der anderen Seite.

Unter solchen einschränkenden Umständen mag es dann immer weniger gelingen, Spannungen fruchtbar auszutragen, sicherzustellen, dass die gruppendynamischen Prozesse gleichzeitig frei und kontrolliert verlaufen, darf es in diesen egalitären Gemeinschaften offiziell doch keinen führenden Therapeuten (und schon gar keine ‘Supervision ‘) geben. So kommt, wie auch in der großen Leistungsgesellschaft, entweder die Selbstbestimmung oder die Solidarität zu kurz. Gerät beides erst in einen Clinch, leidet nicht nur die Kreativität des Zusammenlebens, viel mehr noch die Psychologie und Moral der Sache.

Statt solche Probleme von außen nur hämisch zu beäugen, sollte die größere politische Gemeinschaft (schon weil es ja durchaus auch ihre eigenen Probleme sind) lieber überlegen, wie man den Status solcher konkreten Wirtschaftsgemeinschaften besser sichern könnte. Will man ein sektiererisches Sonderbewusstsein der Gruppen (nach drinnen wie nach draußen) verhindern, muss man auch die Heuchelei bekämpfen, mit der die Großgesellschaften sich in den Besitz des Fortschritts und der Wahrheit gesetzt haben. Zumindest stellen die Gruppen einen Parameter für den Zustand der Welt dar und erbringen Vorleistungen an der Basis, die sich noch einmal bezahlt machen werden. Schon ist ein unwiederbringliches Jahrzehnt versäumt worden.

Dass die Großgesellschaften, nach dem Zusammenbruch der alten bodenständigen Lebensordnungen und nachdem alle urbanen Gleichheiten (ideologisch) ausgereizt waren, die Folgen der historischen Eliminierung vor allem der alten Kulturträger sowie großer Teile *begründeter auctoritas* in allen Lebensbereichen nicht einmal mehr wahrzunehmen fähig sind, um stets von neuem auch die lebensrettende Notwendigkeit des *Miteinander-(statt -des Gegeneinander-)Wirtschaftens* sträflich zu verfehlen, wird sich vermutlich schon bald bitter rächen. Nicht zuletzt wird so die *Vision eines wirklich herrschafts- und unterdrückungsfreien Lebens,* wie die besten unter den Jungen es sich heute wünschen, auf Nimmer-wieder-sehen vertagt.

So hoch man vielleicht einmal den Erfahrungswert der Experimente ansetzen wird, an denen wir uns in diesen Jahren beteiligt haben: in einer Welt, die weiterhin blindlings ihren Sachzwängen, nicht zuletzt dem des immer währenden Wachstums folgt, wird es wohl noch auf lange Sicht sowohl mit dem biologischen Landbau als auch mit einem gemeinsamen Wirtschaften nur mühsam vorangehen.

Aber auch diese Enttäuschung wird mir meine Überzeugung nicht nehmen können, dass nur *konkrete Gemeinschaften, die brüderlich wirtschaften* (wie im *'Dritten Weg'* der Anthroposophen vorgezeichnet) einer im Wohlstand wie in der Armut gleicherweise gefangenen Welt wirklich Paroli bieten und auf die Dauer in der Lage sein werden, mit den *elementaren Lebensgrundlagen für alle Menschen* auch die *Errungenschaften von Freiheit und Gerechtigkeit (für alle)* zu bewahren.

Um dies zu begreifen, um zu einer nüchternen Zeitanalyse zu kommen, die versteht, dass es in einem völlig neuen Sinn *um die Rettung der Welt* geht, braucht man heutzutage kein frommer Mensch im herkömmlichen Sinne zu sein! Es genügt, sich ein nüchternes Sachwissen über die Lebensvorgänge und die Lebensbedingungen auf unserem immer kleiner werdenden Planeten anzueignen. Dabei wird man ganz von alleine auch ein Stück weit lernen, von sich selber zu abstrahieren. Schon die *Umkehrung der fatalsten Begrifflichkeiten* würde zu völlig neuartigen Konklusionen führen. Die Forderung der Stunde bleibt vor allem eine neue Spiritualität!

5

Ich will noch einmal an die Visionen des Vergil anknüpfen, wie ich sie in der *ZWEITEN ANNÄHERUNG* geschildert hatte – an seine kurz vor der Zeitenwende entstandene *Utopie des neuen Zeitalters* – nicht um sie neuerdings mit den Zukunfts-Ankündigungen Jesu sondern mit einer rührend *rückwärts-gewandten Utopie* zu konfrontieren, die den vor 2000 Jahren angekündigten Neuen Äon, der dann der christliche heißen sollte, von seinem (drohenden) Ende her erinnernd zu beschwören gesucht hatte – just zu einem Zeitpunkt, als mit dem alten Äon wieder ein altes Reich, nämlich das *Heilige Römische Reich deutscher Nation* zu ende ging.

Mein Rom Aufenthalt im Jahr 54 hatte nämlich auch einen romantischen Dichter auf den Plan gerufen, den ich damals wie so manch anderen in meinem Reisegepäck führte: Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis – hier: seine berühmte Flugschrift von 1799 *'Europa oder die Christenheit'* – in der literarischen Kritik *Manifest der Romantik, gar eine Apotheose der Christenheit* genannt. Und so hatte diese begonnen:

> *'Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa e i n christliches Land war, wo e i n e Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte; e i n großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegendsten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte e i n Oberhaupt die großen politischen Kräfte'*

Wer heute dieses mächtige Stück deutscher Literatur erneut zur Hand nimmt, dem mag es, auch bei anderer Gemütslage, nicht viel anders ergehen als mir. Er wird sich von dem fulminanten Text, schon von dem dunklen, schwärmerischen, unverwechselbaren Melos der Sprache Hardenbergs, vielleicht noch einmal gefangen nehmen lassen. Aber ein solches Erstaunen, eine solche Bewunderung für seine geschichtsphilosophische Zusammenschau, mögen ihn heute wohl kaum mehr forttragen.

Um nur von mir selbst zu reden: Anfangs der 50er-Jahre musste mich dieser Text mitten in meine tief-versehrte Seele treffen. Allzu kläglich sind meine Selbstgefühle damals gewesen. Zum wievielten Male war das Reich der Deutschen verspielt, vertan, verloren worden! voran die *E i n-h e i t des Vaterlandes! geschändet das Abendland und Europa samt Judenheit und Christenheit!* Auch das Christentum, wahrhaftig, wir hatten es verachtet, ohne auch nur zu ahnen, wovon die Rede war. Wie endgültig, wie entschieden uns nun die Welt vorkam! Wer hätte von sich aus '*Einheits-Gedanken'* auch nur zu denken gewagt?

Und dennoch, so unglaublich das heute klingen mag: Wir jungen geschlagenen Kriegsheimkehrer von damals waren die ersten Europäer, die zu entschiedenen Selbstopfern bereit waren. Noch weit davon entfernt, auch nur annähernd zu überschauen, was wirklich geschehen war, wollte mir Hardenbergs Traum wie eine Verheißung erscheinen. Würde es für uns Deutsche je mehr eine befreiende Wiedergeburt geben, eine *kulturelle Erneuerung?* Dass mir gleichzeitig der ganze (fehlgeleitete) deutsche philosophische

Idealismus noch tief in den Knochen steckte, war nur die Ambivalenz dazu.

Christ oder Antichrist? das waren unsere *eigenen* Fragen ja doch nie gewesen. Wie hätte ich auf den Mystiker Eckhart fliegen können? Aber als ich, der Verführte, aus der kollektiven Verblendung erwachte, da hatte ich natürlich einen ungeheuren Nachholbedarf an Wahrheit, an Geist, an Sinn! Ich hatte noch lange nicht herausgefunden, *wer ich (denn nun) selber war, woher ich kam, wohin ich denn nun sollte* (um an die berühmten Fragen Kants auch nur zu rühren).

Dass wir heute, aufgeklärt und altersgemäß befähigt zu sokratischer Ironie, so anfangshaft naiv und gutgläubig unmöglich mehr sein können, steht auf einem anderen Blatt. So manche Passage würden wir heute mit harten Randglossen versehen. Und doch: wie überwältigend ist *Hardenbergs Vision von einem geeinten Europa* gewesen, als noch Zeit war, die europäische Kultur vor dem Sog der Fehlentwicklungen zu bewahren, in den hinein sie zuerst im Zeitalter des Nationalismus und dann der ideologischen Blockbildungen unweigerlich stürzen sollte.

200 Jahre später werden wir nicht einmal mehr über eine vergleichbare geistige Vision verfügen, von der überlegenen, begeisterungsfähigen poetischen Sprache abgesehen, die noch immer (oder wieder) die Sprache Vergils war. Dem heutigen Europa liegt kein vergleichbarer Geistesblitz, zugrunde. Des Novalis' Vision aber, mag es *dieses* Abendland, *dieses* Europa, *diese* Christenheit, die er historistisch beschwor, politisch nie gegeben haben – wenn das alles auch bis ins 18. Jahrhundert hinein im Geist und im Bewusstsein gebildeter Europäer lebendig war – er besaß wenigstens noch den *Mut zu einer grund-stürzenden Erneuerung!*

Noch in unserer Lebenszeit hatte Theodor Haecker in seinem *'Vergil'* verzückt über die europäisch-abendländische Utopie geschrieben. Freilich, wie hätte, nach all den wahnhaften Zer-störungen, heute noch einmal ein solch geistiger Brückenbau gelingen sollen?

Ei n e s allerdings hätten die *'neuen Abendländer'* nach dem endgültigen Untergang des Reiches aus all den bitteren Erfahrungen lernen können: Wenn schon an eine christliche Einheitsgesellschaft nicht mehr zu denken war, eine pluralistisch-

humanistische war geradezu geboten! Um eine wirklich *soziale Gesellschaft*, um ein wirklich *soziales Europa* ging es durchaus! nur: *ohne mitreißende politische und kulturelle Idee, ohne eine brüderliche Realutopie* kann Europa auch noch heute höchstens ein Wirtschaftsimperium (mehr) in die Welt setzen – mit all den Folgen weltweiter Konfrontationen, aus denen schon heute niemand mehr einen Ausweg weiß.

Nur so auch hätte der unvorstellbare *Opfergang*, den die Völker Europas, voran das Volk der Juden, erleiden mussten, wenigstens im Nachhinein eine Art von Sinn empfangen können, hätte sich der mittelalterliche Ternar des *Hardenbergschen Universalreiches – Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe* (woran ich meine eigenen Vorstellungen in den 50er-Jahren gebildet hatte) – vielleicht umschmelzen lassen in den Ternar der *modernen Menschen-rechts-Konvention – Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit* – die bis heute in ihrem wichtigsten Teil noch immer nur auf dem Papier steht, weil all-überall die *Brüderlichkeit (Geschwisterlichkeit) – als Drehpunkt und vermittelndes Glied in der Mitte* – fehlt.

SIEBENTE ANNÄHERUNG

Was auch immer wir versäumen mussten, jeden Tag entdecken wir ein Stück Landes, ob auf unsern Exkursionen, ob bei unsern Besorgungen in der Stadt, den langen Abenden auf der Terrasse über dem von Lichtern erfüllten Tal, in dem das Leben erst spät zur Ruhe kommt, spiegeln sich unsere Tageserlebnisse in den Gesprächen wieder – wie das Flackern der Kerzen in den Weingläsern.

So mag sich in dem Niedergelegten auch manches von dem wiederfinden, was aus Begegnungen mit Landsleuten stammt; etwa 70 deutsche Familien sollen hier leben, einige davon bewohnen die angrenzenden Häuser und vermitteln uns in der sprachlichen Fremde ein Stück Heimatgefühl.

1

Die *Geschichte des Verlorenen Sohnes* wird für mich immer verbunden bleiben mit den Erfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Damals war die Welt in ein unsägliches Zwielicht gehüllt. Wir lebten sinnend am Abgrund und waren doch wie betäubt. Am Leben geblieben und heimgekehrt zu sein bedeutet viel, ohne dass man dessen so recht froh werden konnte. Viele waren nicht mehr da. Ohne zu fragen nahmen die Überlebenden die Plätze der Toten ein, trugen deren Leben weiter und die Scham, die sie mit ihnen nicht mehr teilen konnten. Wie die Schatten im diffusen Licht des Abends verblasste die Jugend. Plötzlich sollten wir Erwachsene sein. Neue Schatten mit harten Konturen wuchsen über unsäglichen Wunden und Ruinen.

Ich komme ein letztes Mal zurück auf diese Zeit, die verschwunden sein wird, wenn wir einmal nicht mehr da sein werden. Heute nehmen nur noch wenige Interesse an solcher Zeit-Zeugenschaft. Natürlich passt kein Gleichnis auf alle möglichen Fälle. Damals hatten viele von uns die Geschichte vom Verlorenen Sohn ganz anders erlebt, als sie geschrieben steht – als eine Art *Vertreibung aus den Wahrheiten*, mit denen sie aufgewachsen waren. Zu viele hatten sich bald nach dem *'Zusammenbruch'*, als Lügen und Tollheiten erwiesen. Was aber von der idealistischen Erziehung, die wir erfahren hatten, übrig bleiben sollte, konnte sich so schnell nicht erweisen. Für mich hielt sich der Schmerz in Grenzen, weil es zu meiner *'Umerziehung'* keiner *'Umwertung der Werte'* bedurfte; es genügte die innere Umkehr, um, wie von selbst, eigenständige Entwicklungen in Gang-zu-setzen.

Diejenigen, die von der *Reeducation* die *'Überfremdung unserer Kultur'* herzuleiten suchten, müssen sich an die eigene Nase fassen! Der Niedergang der sog. alten Werte, der geistigen und kulturellen Traditionen ist nicht von außen bewirkt worden, sondern durch tief-innerliche Selbst-Entfremdung – lange vor jeder Fremdbestimmung. Der Ungeist von Generationen hatte viele der kostbarsten Güter längst veruntreut und verschleudert, ehe sie zuletzt auf den Schlachtfeldern und in den Flammenöfen untergingen. Alles Böse ist immer auch *Selbstverrat*.

Unsere Internatslehrer hatten uns das Christliche so erfolgreich ausgetrieben, dass ich schon mit vierzehn aus der Kirche ausgetreten war. Aber schon wenige Jahre danach hatte mich auf verworrenen Wegen der barmherzige Christengott wieder eingeholt und mir die *Botschaft des Rabbi Jeshua* neuerdings aufs Herz gedrückt. Das Vaterunser, das ich von Kindesbeinen an kannte, fiel mir in einem einzigen Augenblick wieder ein. Dennoch gab es in der Unwirtlichkeit der bleiernen Hinterlassenschaften kein Anhalten mehr, so sehr ich, wie Augustin suchend, immer auch *heimwärts* strebte, zu ergründen, was ich mit meinen Landsleuten noch teilen konnte, auf was sich auch wieder so etwas wie eine gemeinsame Geschichte hätte gründen lassen.

Was (also) für ein Erbe hätte unser armer geschlagener Vater *auszuzahlen* gehabt (um in der Argumentation des Gleichnisses zu bleiben) – abgesehen von einigen großmütigen Tugenden, die er sich selbst bewahrt, die ich ihm schon früh abgeschaut hatte und denen ich auch fürderhin die Treue hielt. Der Schmerz darüber, wie gewaltsam wir von unsern Wurzeln abgeschnitten worden waren, kam gottlob erst nach und nach. Der Geist war schon vorausgeeilt in die neue Weite, aber die Seele, das eher einfältige Gemüt, retardierte heftig, der Gewissenskonflikt war so schnell nicht zu überwinden. Heute will niemand mehr glauben, dass wir zu äußerster Gewissenhaftigkeit erzogen worden sind. Erst viel später wurde mir klar, warum sich der Übergang ins neue Leben bei mir so mühsam vollzog.

Die Bestimmung zum *'Wasserträger Gottes'* (Manes Sperber) war mir von früh an auferlegt. Einerseits bin ich zu jung gewesen, um mich selber schon schuldig zu machen; so kann ich mit Gewissheit sagen, dass das Böse meine Seele nie berührt hat. Aber ich bin alt genug gewesen, die Verantwortung für die Schuld der Väter auf mich zu nehmen; fraglos war ich dazu bereit. So sehr ich die neuen Errungenschaften begrüßte, so schwer wurde es mir, zu vergessen, was in deutschem Namen geschehen war. Als mir die historischen Konsequenzen bewusst wurden, war meine Zeit längst auf und davon, war der *immerwährende Aufbruch*, das *Unterwegssein zu neuen Ufern*, schon zu meinem Schicksal geworden.

2

Ich habe mich all die Jahre immer wieder gefragt, wie lange es wohl gut gehen könne, so von der Hand in den Mund zu leben, wie es damals seinen Anfang nahm. Zu viele Anpässler seit den 50er-Jahren haben das getan, vor allem Karriere und Kommerz im Sinn (das waren die Errungenschaften Amerikas, ich liebte sie nicht), wenigstens materiell *'auf-und-davon-zu-kommen'* wie Rilkes scharfes Auge das schon für die Zeit nach dem ersten Weltkrieg angemerkt hatte – ohne brauchbare Geschichte im Rücken, ohne eine zukunftsträchtige Utopie vor Augen. Musste sich denn alles wiederholen?

Dabei war es auch für mich eine Selbstverständlichkeit, die neuen politischen Gemeinschaften auch als Wirtschafts-Gemeinschaften anzuseh'n. Nur werden präpotente und prädominante *Wirtschafts*-gemeinschaften doch nie und nimmer (auch nur annähernd) *Kultur*-gemeinschaften entwickeln können, zu denen wir eigentlich berufen sind, die wir in einer Zeit der Abwesenheit der Tiefenkräfte aus Philosophie und Religion, aus Literatur und Kunst wie nichts sonst entbehren. Mit solcher rein materiellen Vorentscheidung, ohne alle geistige Vorgabe, aber schienen mir alle Verhältnisse von Anfang an auf den Kopf gestellt. Dass daraus dann die totale Politisierung und Kommerzialisierung auch des öffentlichen Lebens hervorgehen sollte, unter deren Zwängen so viele Menschen bei uns (und in anderen Regionen) leiden müssen, brauchte eigentlich niemanden zu verwundern.

Ich verstehe darunter die alle Kräfte beanspruchende und alle Lebensbereiche überformende Priorität von Politik und Ökonomie in ihrer gewalttätigen Verzahnung (bei uns nicht weniger als im sog. *Realen Sozialismus*) – vom technisch-wirtschaftlich-militärischen Komplex über die sozialen Bereiche bis zu Wissenschaft und Bildung , durch die alles Leben einem imaginären Wachstum, auch die Natur mit ihren begrenzten Ressourcen dem alleinigen Zweck materieller Prosperität unterworfen wurde. Die gestalterischen Tiefenkräfte der Seele suchen in derart politisierten Gesellschaften vergeblich nach ihrem gesellschaftlichen Ort (und auch darin unterscheiden sich die beiden deutschen Staatswesen doch wohl kaum).

Schwer zu sagen, wem man daran im Nachhinein (um nur zwei politische Leitlinien herauszugreifen) mehr Verantwortung zumessen müsste: den progressiven Kräften sozialen Wandels (quer durch die Parteien), die mit der Vorstellung quasi-totaler gesetzlich geregelter Versorgungssysteme letztlich falschen Utopien anhingen, oder den mehr konservativen Kräften (ebenfalls quer zu den Parteien), die in maßloser Überschätzung der selbst-regulierenden Mechanismen der freien Marktwirtschaft diese hässliche, bis an die Zähne bewaffnete, geisttötende Ellbogengesellschaft hervorgebracht haben und immer neu forcieren, die die Probleme täglich erst produziert, die sie morgen haben wird.

In all den erfolgreichen Jahren, die hinter uns liegen, haben Kritiker und Mahner jedenfalls nur die Hofnarren einer Gesellschaft sein dürfen, in der Begriffe wie *Wahrheit und Gerechtigkeit* zwar eine gewisse Alibi-Funktion besaßen, Worte wie *Natur und Geist* aber Fremdworte blieben, andere wie *Ganzheitlichkeit, Gewaltfreiheit, Neuer Lebensstil* einer Art verblasener Metaphysik zugerechnet wurden und werden, die man getrost den Philosophen, den Religiosi, den Lebenskünstlern überlassen konnte.
Wo schließlich war im Bewusstsein der sog. Öffentlichkeit der *Geist höchstselbst* geblieben? Literatur und Kunst wird man dabei wohl ausklammern müssen, die allemal mehr gegen diese Gesellschaft als mit ihr Furore machten – freilich nicht ohne zugleich von dieser Gesellschaft in Beschlag genommen zu werden und es sich gefallen zu lassen! Aber wer unter den Etablierten nahm und nimmt solche seltsamen Schizophrenien überhaupt noch wahr?

So kam es, dass ein alles durchdringender Positivismus, auch in Naturwissenschaft und Technik, vor allem darauf gerichtet war, die Wirtschaft sowie deren Vernutzung durch die Politik zu fördern. Stellt der Primat der Politik und deren Richtlinienkompetenz heute eigentlich mehr als eine Schutzbehauptung dar gegenüber einer Wirklichkeit, in der, entsprechend den Anspruchshaltungen sowie nach den Gesetzen von Produktion und Konsum, in Wirklichkeit nichts als Sachzwänge vorherrschen – die gerade Umkehrung dessen also, was jederzeit postuliert wird? Es gab da nirgendwo je mehr einen (An-)Haltepunkt, haben doch materielle, ökonomische, militärische Zwänge ein System von Teufelskreisen geschaffen, dem zu entkommen nur noch einer weltweiten Revolution gelingen könnte, vielleicht einem Manne wie Gorbatschow, der zur

Verblüffung der Westgesellschaften dabei ist, das politische Weltgefüge aus den Angeln zu heben.

Bisher jedenfalls hatte sich seit der Gründung der beiden deutschen Teilstaaten weder da noch dort die politische Autorität als (übergreifend) moralische festmachen lassen, die, statt von Staats- oder Wirtschaftsgnaden, von geistigen und kulturellen Errungenschaften hätte bestimmt sein können. Wie aber, was sich selbst nicht mehr begründen will und kann, nicht mehr zu begründen braucht, wie je sollte es sich später einmal geistig und moralisch rechtfertigen lassen? Das will sagen, dass Verantwortung immer etwas im Voraus Gegebenes sein muss, wenn *das angerichtete Mahl nicht zum Gericht werden soll* (1. Kor. 11, 29).

3

Hier gründet, neben all der Trauer und Ohnmacht, auch die Hoffnung dieser Zeit, zieht sich durch all dies doch, wie ein roter Faden, ein doppeltes Drama: Jedem Verlust an Kultur, Gesittung, Gerechtigkeit an einer Stelle entspricht im Haushalt des Geistes ein ebensolcher Gewinn an anderer. Es gibt *keinen Anfang, zu dem wir einfachhin zurückkehren könnten* (oder auch nur sollten), *und es gibt kein Ende, das nur gesetzt wäre – aber es gibt auch keinen Stillstand!* Alles Leben, so auch der nachdenkliche Geist, befinden sich in immerwährender Bewegung. Er ist es, der uns auf Entwicklungen hoffen lässt, die noch niemand gesehen hat.

Da gibt es keine allgemeinen und gleichen Nutzanwendungen, so wenig wie absolute Wahrheiten und Werte in Staats- oder Privatbesitz! stattdessen die Erfahrung, dass zwar auch Veränderung das Gewordene nicht ohne weiteres sichert, weswegen alle Errungenschaft sich ja so gerne zu Besitzständen stilisiert, die den notwendigen Wandel dann unterdrücken; die Erfahrung andererseits, dass nur qualitative Entwicklung wirklich gewinnt, was anders verfallen würde oder doch brachläge, weswegen sie Wertfragen eigentlich nur zulässt, wo sich kein Anspruch auf Dauer mit ihnen verbündet. Wann immer unserer Haltung ein Tun entspringt, das beides gegenseitig ausschließt, muss daran erinnert werden, dass es keine Wahrheit geben kann als in einer Lebensform, in der diese unterschiedlichen Haltungen einander *ergänzen*.

Ohne eine gründliche lebensgeschichtliche Einwurzelung gibt es nun einmal keine Entwicklung in irgendeinem bemerkenswerten oder auch nur wünschbaren Sinn, also auch die *Umkehr-Bewegung* nicht, die Korrekturen erlaubt. Aber ohne die Realutopie von Entwicklungszielen, etwa zu größerer Ganzheit, in der menschliches Leben erst sich selbst gewinnt (auch dies keine eigentlich inhaltliche Vorgabe), entstünde der lebendige Fundus gar nicht, dessen Bewahrung auch nur einigen Sinn machte!

So ist es mit der *'Wahrheit im Ganzen'.* Um einer Eindeutigkeit willen, die sie für lebensrettend hielten, hatten die Kirchenväter aller Zeiten immer wieder gemeint, auf Pluralität d. h. auf die Fülle und Vielfalt der Standpunkte verzichten zu sollen, die schon als das Naturprinzip der Diversifizierung – doch so etwas wie Entwicklung immer erst möglich machen, freilich, un-reflektiert und un-revidiert, auch zu ausweglosen Widersprüchen führen können, wie unsere gegenwärtige Zivilisation eines *'Lebens zum Tode'* (Kierkegaard) hinreichend ausweist. Das Dilemma ist: wer alles *fest-zu-legen* und alles *fest-zu-halten* sucht, hat am Ende noch immer alles *los-lassen* und *frei-geben* müssen – was niemals ohne tragische Zusammenbrüche vonstattenging.

Allzu lange habe auch ich mich von solchen platonisch scholastischen Antizipationen in die Irre leiten lassen – bis ich entdeckte, dass es weder die *'Eine Wahrheit'* wie sie die Logik der mittelalterlichen *philosophia perennis* nahelegt, noch die *'eine Wirklichkeit'* gibt, wie die moderne Naturwissenschaft sie letztlich inauguriert haben möchte, jedenfalls nicht in einem Vorhinein von Begriff – schon weil derart immer nur das je Vorgegebene reproduziert werden könnte! Eben damit aber würde das verbaut, was wir *Leben, Entwicklung,* letztlich *Freiheit* nennen – durch Mächte, Herrschaften und Gewalten, die nicht auf der Seite des Lebens stehen, sondern auf der Seite der Doktrinen, die allezeit nur dem Machtstreben und der Machtbefestigung dienen statt der Natur und den Bedürfnissen der Geschöpfe Gottes.

Es war schon der Pferdefuß der an sich groß gedachten *thomasischen Freiheitslehre*, dass nur der sich frei wähnen durfte, der fähig war zum Guten. Das war metaphysisch und schon fast abstrakt gedacht. Aber die Inhalte des Guten wie des Bösen werden mit dem Handeln immer erst konkret hervorgebracht. Darum denke ich mit Matthäus: *nur wer sein Leben (mutig) hingibt, braucht um seine Seele nicht zu bangen!* Die Realisierung von

Freiheit und Selbstgewinn sind (nicht nur tiefenpsychologisch gesprochen) identisch. Freiheit an das Absolute zu binden, indes, hebt Freiheit auf. Schließlich: wo das Gute sich selbst genug wäre, *nur* sich selber gewollt hätte (worauf das alte theologische Denken hinauslief), brauchte es die Welt und schon gar den *'freien Willen'* gar nicht zu geben.

Heute stehe ich mit Eckhart, für den *Wirk-lichkeit*, zu Beginn der Neuzeit, erstmals das *Ge-wirkte* war, auf der Seite eines Realitätsprinzips, das die Wirklichkeit selber hervorbringt: eines *'Seins'* das vom *'wahren Sein'* Augustins oder vom *'absoluten Sein'* des Thomas zwar nicht geschieden wäre aber sich doch noch einmal grundlegend unterscheiden würde, schon indem es aufhört, ein bloß metaphysisches Ideengebilde zu sein. So wenig auch vermag ich heute die sog. Transzendentalien – also etwa *'das Wahre, das Gute, das Eine'* – in abstracto auszumachen. Damit soll freilich nicht der hohe Begriff von einer Wahrheit geschmälert werden, die Bestand hätte, 'auch wenn niemand sie erkennte, niemand an sie glaubte' (Guardini). Was wir uns heute abverlangen, aber ist mehr: dass der Anspruch der Wahrheit sich an der Wahrhaftigkeit messen lassen muss, mit der sie an die Arbeit geht!
Sowohl die Wahrheit als auch die Wirklichkeit bedürfen dessen, was wir Erfahrung nennen, die, wie wir gesehen haben, vor aller Erkenntnis rangiert; zumeist ist sie eine solche von (auch schuldhaft empfundener) Ziel-verfehlung. Heute verhält es sich darum auch mit der Wahrheit anders als im Zeitalter der Metaphysik, schon weil sie von den Erfahrungsschulen der Neuzeit sowohl als stets teilbare als auch in stets widerruflicher Weise der Bewusstseinsarbeit aller aufgegeben ist.

Seitdem gibt es streng genommen keine Wahrheit mehr außer der, die wir gemeinsam *wie ein Mosaik zu-sammen-zu-setzen* fähig sind. Und das setzt immer schon voraus, dass wir *uns selbst* – bei aller nötigen Auseinander-setzung – zuvor zusammen-gesetzt haben. Gewiss: keine Wahrheit, die anders als *'in lebendig inspirierten, innerlich erschlossenen Menschen'* (Fr. Heer) entstehen könnte, aber auch keine, die nicht zu lernen hätte, sich den Lebensinteressen aller aufzutun, sich öffentlich zu machen; keine, die nicht aus der Gemeinsamkeit der Kooperativen hervorzugehen hätte!

4

Heute kann ich, nach einem zweiten Durchgang durch die Religion, bei aller neuerlichen (und diesmal eigenen) Kritik am Christentum, sagen, dass mir die Führungen und Einsprüche aus der Botschaft Jesu (zuletzt) stets das wichtigste geblieben sind. Das gilt auch für die Maßstäbe humanistischer Selbstverwirklichung, wie Meister Eckhart sie konzipiert hatte, der Altmeister neuzeitlicher spiritueller Anschauung, dem es um nichts anderes so sehr zu tun war als um die Befreiung des Geistes und die Selbstständigkeit des Einzelnen; so hatte er es schon den Jüngling gelehrt.

Durch ihn bin ich nicht nur der *'Gottsucher'* geworden, von dem ich schon reichlich Zeugnis gab, sondern ein Leben lang auch ein *von Gott erfüllter Mensch* geblieben. Durch seine Lehre vom *'Seelenfünklein'* als einer *'Burgfeste Gottes'* war ich schon damals sehend geworden, auf einzigartige Weise herausgerufen aus der Enge zeitgenössischen Denkens. Seine Lehre von der *'Gelassenheit'* hatte mich schon mit sechzehn die Erfahrung machen lassen, dass *'die (wahre) Liebe (nichts als) die Kunst des Verzichtens '* sei, wie ich damals (in mystischer Vermessenheit?) schrieb. Nicht allen, die wie ich in die Nacht des Geistes geboren worden sind, mag solche Weisheit zuteil geworden sein.

Aber Eckhart ist auch viel missverstanden worden. Was wir in seinem Sinne *hingeben*, was wir *lassen* sollen, das ist, entwicklungsgemäß, zwar allemal das zu eng werdende *Ich!* Aber das *'seiner selbst ledige Gemüt'* muss auch lernen, auf eine richtige Weise sich selbst zu lieben. Ohne das Ich *entwickelt* zu haben, gelingt auch der *Überschritt zum Selbst* nicht! Denn die Seele (sagt der Meister), die wir immer erst zu *gewinnen* haben, ist nichts als das *Selbst*, durch das *Gott in uns* geboren wird. Er wagt sogar hinzuzufügen: Die *Geburt der Seele in Gott* und *die Geburt Gottes in der Seele seien* eines, ja das Selbst Gottes und das Selbst des Menschen seien *eines!* Das *Selbst*, das der mystische Seelenmeister lehrt, würde im *Eingehen der Seele in den grundlosen Urgrund Gottes* gewonnen.

Auch mag er sich selbst missverständlich ausgedrückt haben, wenn er sagt, die *Gott-gleichheit* würde *die Folge menschlichen Zunichtewerdens* sein, geht es ihm doch nicht nur um die *Selbst-befreiung des Geistes*, sondern um *wahren Selbst-gewinn*,

keineswegs um *Selbst-verlust!* Das Ich, die Werdeseele des Menschen, muss in einem *größeren Ganzen* aufgehen, in einem *höheren Selbst – wahrhaft freier Selbstbestimmung*, was alleine auch zu Liebe und Mitmenschlichkeit, zu Akzeptanz und Toleranz befähigt, wie wir als moderne Menschenfreunde hinzufügen würden. Keine so *‘dunkle Lehre’* also, wie man sie dem großen Mystiker immer wieder angekreidet hat.
Erst uns Heutigen (wie Erich Fromm in seinem berühmten Buch *‘Haben oder Sein'* 1976) fällt auf, dass die Paradoxien des Mystischen bereits ins Zentrum moderner tiefenpsychologischer Anschauungen weisen, wonach nur etwas *zu geben* hat, wer (zuvor) etwas *gewonnen* hat, oder, noch einmal anders ausgedrückt: nur *wer sich selbst ‘besitzt', vermag sich auch zu ‘lassen'* Freilich kommt es auf eben diesen Überschritt auch substantiell an! Wer indes am Selbstbesitz hängen bleibt, läuft Gefahr (und so steht’s auch im Evangelium), *‘seine Seele zu verlieren'*.

Der *'Schöpfungsauftrag Gottes'* erschöpft sich ja doch nicht in solcher *Selbstfindung*, nur kann man diese auch nicht davon abtrennen. *Selbstgewinn und Selbstbesitz* stellen immer nur eine erste, obzwar eine notwendige Stufe im Aufbau des Menschlichen dar. Als das einzige Naturwesen, das sich selbst transzendiert, ist der Mensch *mehr*, als was er sich nur für sich selbst ausrechnen wollte. Er ist im selben Maße auch Glied größerer Ganzheiten in Sozietät, Kultur und Kosmos. Gewinnen und Besitzen können also auch unter diesen Rahmenbedingungen nie Selbstzweck sondern immer nur Mittel zu höheren Zwecken sein, woraus die *Prinzipien des Lassens und der Selbstbeschränkung* erst ihre Funktion im Ganzen gewinnen.

So hatte schon das alte Israel immer neu um die Eigentlichkeit einer humanen und sozial-gerechten Weltordnung gerungen und dieses Ringen als ein *Zurückfinden zur Schöpfungsordnung Gottes*, als eine *Rückgliederung in die Religio des Gottesvolkes* erfahren, so oft es sich auch von ihnen entfernt hatte.

Der Weltauftrag – weit entfernt von dem missverständlichen *‘Befehl, die Erde zu unterwerfen’* (Gn 1, 28) – bedeutete nichts anderes als die Freiheit des Einzelnen mit der politischen Verantwortung fürs Ganze, die Gleichheit der Menschen vor Gott mit der Gerechtigkeit für alle zu verbinden. Das hätte eh und je nur echte Geschwisterlichkeit bewirken können; die Befähigung des

Einzelnen dafür aber war (im Vor-Psychologischen) eine spirituelle Aufgabe.

5

Die Frage nach der Heimkehr lässt mich noch einmal einen anderen Ansatz versuchen, noch einmal ein Stück weit hinabtauchen ins griechische Altertum, das für viele der großen Welträtsel schon Antworten hatte, deren Renaissancen zu wiederholten Malen europäisches Kulturprogramm waren. Ich denke dabei einmal nicht an die immer neu zum Vor-bild gewordene Ästhetik der Antike sondern an wegweisende Ethiken (im Übergang von der Epoche des Mythos zur hellenistischen Aufklärung), die zu den großen Themen wie *Schicksal und Schuld, Leiden und Opfer, Verantwortung und Stellvertretung* einmal geschichtsbestimmend waren.

Anknüpfend an die Schicksale der Heroen des klassischen Altertums, wie ich sie in der *ZWEITEN ANNÄHERUNG* skizziert hatte, denen – wie Odysseus – *Heimkehr beschieden* oder – wie Äneas – *Heimkehr verweigert* blieb, hatte ich die des Prometheus, der Kassandra, des Sokrates (nur) angedeutet.

Was sagt uns heute noch die naiv-technoide *'Frohbotschaft' des Prometheus* (etwa) im Gegensatz zu den offenbar tief ressentiment-geladenen *'Droh-botschaften'* Kassandras, die wie ein Fluch auf die kriegerische Zivilisation der Männer gewirkt haben müssen? Hatte der Rastlose unverdrossen an die Schöpferkraft des Menschen geglaubt, während die zornige Prophetin diesen männischen Typus nur mehr verneinen konnte? Die Begebenheiten rund um den Trojanischen Krieg, es lässt sich kaum leugnen, besitzen eine z. T. unheimliche Affinität zur heutigen Weltsituation, und wieder sind es Frauen, die die zwanghaften Dinge am radikalsten hinterfragen.

Was wir wissen, ist dies: die Leiden des Prometheus fanden am Ende das Ohr des allmächtigen Zeus, sodass er auf den Olymp *zurückkehren* durfte, wo er alsbald (welch glänzende Regie!) zum Vater der Künste wurde. Wie anders das klägliche Schicksal der Prophetin, die mindestens so authentisch wirkte, allein *sie* wird (aus wirklich schwer nachvollziehbaren Gründen) *keine glückliche Heimkehr* erfahren!

Berichtet wird, der Lichtgott Apoll habe ihr selber die Sehergabe verliehen – es heißt: *gegen ihre Treue* (in Wahrheit durfte sie offenbar nur sagen, was den Herrschaften gefiel). Der Gott bestrafte die Abtrünnige (folglich?) mit einem Verdikt, das ihre dunklen Weissagungen bei den ihren derart desavuierte, dass ihr niemand mehr Glauben schenken wollte, wiewohl alle der angekündigten Schrecken eintreffen sollten, zuletzt ihr eigener Tod durch die Hinterlist der Klytämnestra in der Gefangenschaft der Mykener. Mit der Weisheit des Mythos: zwei Beispiele von Selbstherrlichkeit und Selbstopfer? eines, das belohnt, und eines, das bestraft wurde? wie in der biblischen Geschichte die Opfer von Kain und Abel?

Ich hatte in der *VIERTEN ANNÄHERUNG* bereits Andeutungen zum Übergang von den sich noch im Gleichgewicht befindlichen weiblich-akzentuierten Altkulturen des Neolithikums zu den Herrschaftsformen der neueren männer-dominanten Geschichte gemacht. Den Kampf um Troja (zu Beginn des 12. Jahrhunderts vor) wird man nicht erst unter historisch-kritischen Gesichtspunkten als männer-mordenden Ausrottungskrieg auffassen müssen, gegen den die Frauen, voran Kassandra, zurecht alles aufboten, was in ihren Kräften stand. Was Wunder, wenn keines ihrer seherischen Urteile den blinden Männerkriegern gefallen konnte, nicht einmal im Nachhinein! Nur zu gut passt zu deren Form einliniger Geschichtsbetrachtung, wenn die Unheilsboten getötet wurden.

Dergleichen, wenn auch in liberalisierter Form, geschieht bekanntlich noch heute, wo immer Friedenskämpfer mit Worten gesteinigt werden. Zwar will niemand mehr an den Krieg glauben aber an die große Bombe eben doch! So lässt sich in *einem* Satz deklarieren, der *Sinn der Vernichtungswaffen* bestünde allein in der *Abschreckung*, in einem anderen: kämen sie denn je zum Einsatz, (aber) wäre deren *Sinn verfehlt*. Erfüllt so ein Gedankenwurm nicht auf exzeptionelle Weise den Tatbestand des Zynischen? Solch fataler Erkenntnis ziehe ich da schon die Weisheit des Mythos vor, zumal in der dramatischen Form lehrhafter Poesie, wie sie der Moderne offenbar längst abhanden gekommen ist.

Christa Wolf hatte in ihrem Tagebuch (*'Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra'*) nicht nur eine glänzende Charakteristik der Seherin gegeben, die meiner eigenen Einschätzung durchaus

entspricht. Sie zieht auch eine treffende Parallele zwischen den damaligen kalten Kriegern und den heutigen, wenn sie schreibt:

> *‘In Troja, das glaube ich sicher, waren die Leute nicht anders als wir es sind. Ihre Götter waren unsere Götter, die falschen. Nur sind ihre Mittel nicht unsere Mittel gewesen'.*

Was, zuletzt, der Tod des Sokrates zu unserer Frage beisteuern kann, erahnen wir schon ein bisschen genauer aus dem Bild, das die platonische Überlieferung liebevoll nachgezeichnet hat, gehört diese doch schon in die geschichtliche Zeit. Der entmythologisierende Aufklärer, der als Jugendverderber galt (wohl vor allem, weil er seine Schüler den offiziösen Göttern abspenstig gemacht hatte), nahm das ihm bestimmte Schicksal tapfer auf sich – ein Kultur-Revolutionär ersten Ranges, der erst von jenem Sozial-Revolutionär überboten wurde, der wie er mit dem Tode bestraft werden sollte, dessen Leben und Lehre noch weit gefährlicher waren, kulminierte die Wahrheitsfrage für ihn doch im Heil des ganzen Volkes: Jesus von Nazaret.

Aber schon die aufregende Botschaft des Sokrates war die *gewesen*: *‘Es ist besser, Unrecht zu erleiden, als Unrecht zu tun‘.* In diesem Sinn war Jesus zweifelsfrei ein Sokratiker und von vornherein davor gefeit, ein palästinensischer Untergrundkämpfer zu werden. Auch *seine* Vorstellung von Befreiung wird eine *geistige, eine ganzheitliche, keine kurzfristig politische* sein, wo man ihr den Charakter eines Politikums auch nie wird absprechen können. Als Lehrer und Prophet entbehrte auch er nicht einer gewissen Rigidität und Militanz, aber das Dominante seiner Persönlichkeit waren Grundhaltungen wie *Mitleiden, Mitverantwortung, Hingabe, Opfermut* – Tugenden, die im antiken Judentum seiner Zeit bereits ein hohes Kulturgut waren.

Mag Sokrates in wichtigen Zügen die neu-europäische Aufklärung seit Kant vorweggenommen haben, auch der Nazarener war auf eine unvergleichliche Weise ein Aufklärer, bevor die Christologie sich seiner bemächtigt und seine Botschaften nachhaltig in ihren Dienst genommen hat. Die Umstände (aber) ihres von ihren Schülern gleicherweise als *‘erlösend‘* – heute würden wir eher sagen: als *‘befreiend’* – erfahrenen Todes, wie Marianne Langewiesche dies in ihrem grandiosen vergleichenden Kulturpanorama bewusst gemacht hat, rücken die beiden Persönlichkeiten nahe zusammen, machen sie im christlichen Abendland zu unvergleichlichen *Väterfiguren*, die, der

Grundanlage ihres Lebens nach, nicht mehr eingeholt werden, wie lange ihre Vollendung auch ausstehen mag und obwohl Unzählige nach ihnen für ihren Glauben – und noch viel grausamere Tode – werden sterben müssen, voran das Jesusvolk der Juden.
Leider haben die Menschen sich Befreiung auch fernerhin entweder als mit *Macht und Gewalt* verbunden vorgestellt, die auf die damit verbundenen Opfer keine Rücksicht zu nehmen brauchten – oder sie haben den *Vorbildcharakter der Opfer* missverstanden, sodass diese zu ihrer wahren Befreiung gar nicht führen konnten. *Nach-folge (als Prinzip der Erneuerung)*, *nicht blinde Nach-ahmung* waren gefordert! Und nirgendwo stand geschrieben, dass man sich durch Kult-Opfer von den Geboten Gottes würde frei-kaufen können.

Man liegt gewiss nicht allzu weit daneben, wenn man sich die menschliche Tragödie mehr oder weniger als auf diese beiden Haltungen bzw. Fehlhaltungen gegründet vorstellt. Der Zirkel von *Angst, Ohnmacht und Gewalt* – als ein sich nach beiden Seiten drehen des Rad, wie ich es einmal beschrieben habe – kann jedenfalls nur von diesen beiden Polen her aufgebrochen werden, von denen aus dieser Teufelskreis sich sowohl nach der Seite der *Gewaltfreiheit* als nach der Seite der *Selbsttranszendenz* wieder öffnen lässt *(‘Schwerter zu Pflugscharen',* Js 2. 4 u. Mich 4, 3).

Wenn Jesu Opfertod, wie die kirchliche Dogmatik ihn bis heute fest-geschrieben hat, zum weltgeschichtlichen Drama schlechthin – zur *Christus-Parabel*, zum *Paradigma eines ganzen Weltalters* – werden konnte, worin sich das antike Ideal des Gottesopfers längst vereint und verdichtet hatte, zu denen auch die heidnischen Parabeln in gewisser Weise Vorstufen bilden, so wirkt darin vor allem eine heidnisch-griechische Vorstellung von Erlösung, die es im vorchristlichen, nicht jenseitsbezogenen Judentum *so* nicht gab. Das kann bedeuten, dass das herkömmliche Verständnis den Brennpunkt der Befreiung nicht auf ewig bilden müsste! Zumal wenn den ungläubigen modernen Menschen diese Botschaft noch einmal etwas angehen soll, bedürfte auch der Opfergedanke noch einmal einer Neuinterpretation.

6

Eine umfängliche esoterische Opfertheologie hat die einfachen Sachverhalte zu allen Zeiten leider reichlich verstellt. Erst die Kraft zur Selbsttranszendenz jenseits ihrer – und das ist die Frucht aller

mystischen und aszetischen Erfahrung – vermochte den *Sinn des Leidens* zu erschließen. Ob man ihn in Formen einmaliger Erlösung oder Befreiung sucht wie die Christen oder im reinigenden Karma der Wiedergeburten wie die Buddhisten, immer bleibt das Leiden ein Verhängnis in der Folge von Schuld. Wie, wenn wir wie der Nazarener endlich den Mut aufbrächten, das Leiden als ein Geschenk der *Teilhabe an der Gottheit* zu empfangen?

Dass Jesus für die ihm Anvertrauten den Tod eines Rebellen gegen die Väterreligion auf sich genommen hatte – entgegen vielem, was er selbst sich ursprünglich vorgenommen haben mag – will mir heute nicht mehr als das Ungewöhnliche an seinem Leben erscheinen. Ein *Geistesmensch wie er* hätte seine Botschaften authentischer in seine Zeit inkarnieren (einfleischen) können durch ein langes und tätiges Leben, das ihm durch seine Zeit-genossen tragischerweise verwehrt worden ist. Mindestens hätte man besser gewusst, was er selbst *wirklich gewollt* hat, welches Leben und welche Vollkommenheiten er den Menschen hat *zu-trauen und zu-muten* wollen – jenseits phantastischer theologischer Speku-lationen, welche freilich schon in der Urkirche einsetzten.

Das zielt nicht nur auf diesen für einen modernen Menschen schwer nachvollziehbaren *‘Opfertod';* schwer verstehbar ist noch weit mehr, was unter seiner *‘Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkehr’* (erst Schritt für Schritt) dem Glauben aufgetragen ward. Keine der vorhandenen Schriften reicht ja in den gemeinsamen Erfahrungsraum zurück, den Jesus mit seinen Freunden geteilt hatte; immerhin kennen wir zahllose Berichte von seinem ganz ungewöhnlichen, dem notvollen Dasein der Menschen *unmittelbar hingegebenen Leben und Wirken*. Seine eigenen Lehren halten sich weitgehend an die wahren Bedürfnisse der Menschen, aber mein heutiger Eindruck ist, dass unendliche spätere Zutaten den Kern seiner Botschaft zugeschüttet haben mit Bedingungen, die den Erlösungsvorstellungen der Griechen weit mehr zugetan waren als dem Erfahrungsschatz der Juden.

Wer (schließlich) kann sich heute noch etwas unter dem *Prinzip; der Stellvertretung* vorstellen, ohne dass jeder Opfergedanke leer bliebe, denn natürlich konnte es dabei nie darum gehen, der Gottheit Opfergaben – *statt seiner selbst* darzubieten. Auch wo die alten Opferkulte solchen Missbrauchs wegen, endgültig der

Vergangenheit angehörten, würde die *Notwendigkeit des Opfers* nicht aus unserm Leben verschwinden. So meine ich also: erst wenn wir uns den *'Opfergedanken'* wieder neu erschlossen hätten, würde es möglich sein, auch dem *Gedanken der Stellvertretung* wieder etwas abzugewinnen.

In den ältesten Opfermythen (so im Parsismus) wird der Gott selbst sinnbildlich getötet, um zum Leben zu befreien. Darin kommt bereits der Tiefsinn des christlichen Opfers zum Vorschein: im *Selbstopfer Gottes*, an dem allein das *Selbstopfer des Menschen* sich messen lässt. Im Grunde sind ja doch weder Blut- noch Brotopfer gefordert, mit denen man später, in noch magisch-mythischer Praxis, meinte, eine vermeintlich zürnende Gottheit beschwichtigen zu müssen, sondern einzig das in Stellvertretung vollzogene Königsopfer, durch das der Mensch sich verwandelt, indem er sich, in freiwilliger Selbsthingabe nach dem Vor-bild Jesu, an das neue Leben verströmt und so die Weihen seiner Rechtfertigung empfängt.

Das Opfermahl der altgriechischen Mysterienreligionen, dem wir nur in verwandelter Form im christlichen Abendmahl wieder-begegnen (Odo Casel), wurde bereits dort als Tischgemeinschaft mit der Gottheit erfahren, häufig mit einer weiblich vorgestellten, von deren Fleisch das keimende Leben zehrt. Nichts anderes meint im Grunde die Eucharistie: *das Teilen in den mystischen Leib des Lebens*, durch das sich jeder Teil-nehmer in einen *Teil-haber am Wesen Gottes* verwandelt. Dem entsprechend bedeutet die *'wundersame Brotvermehrung'* nichts als *das Teilen (noch) des Geringsten* mit allen Hungernden und Dürstenden. Die Verwandlung findet (lutherisch) nicht auf dem Tische, sondern im Herzen der Menschen statt. Als *'verloren'* galt infolgedessen, an wem solche Transsubstantiation, solche *Verwandlung durch den Glauben* noch nicht geschehen war.

Es war immer mein besonderes Bedürfnis, diese geheimnisvollen Dinge schöpfungsgemäß – d. h. *aus der Natur der Dinge* – zu verstehen. Die religiösen Liturgien dürfen sich von ihr nicht abtrennen wollen aber auch nicht von außen in einen Gegensatz dazu gebracht werden! Was geschieht, geschieht wirklich – oder es dringt nicht bis ins *'Herz der Dinge'* vor. Das eigentliche Wunder ist, auf einer ersten Stufe, immer *das Leben selbst* und, erst auf einer zweiten, die *Kommunion mit dem Heiligen*.

So ist die Beobachtung, bei den (zumeist selbst) von den Gläubigen nicht mehr verstandenen Kulten handele es sich um eine Art von Magie, womöglich um einen 'Hokuspokus' (vermutlich abgeleitet von dem liturgischen *‘hoc est corpus’*) durchaus begründet. Aber es gibt keinen Mechanismus, der Realpräsenz bewirkte! Die Gaben der Verwandlung nehmen erst dann die *reale Gestalt des Einen und Ganzen* an, wenn wir selbst es sind, die sich in dieses Wesen *teilen*.

Wie der Opfergedanke zur Quintessenz antiker Religionsausübung gehörte, so der sich erst im Christentum allmählich ausformulierende Gedanke der *‘Stellvertretung’* Dorothee Sölle hatte in ihrem theologischen Grundwerk gleichen Titels (*‘ein Kapitel Theologie nach dem Tode Gottes‘* – 1965/82) nicht nur einen bedeutenden Beitrag zum Dialog mit dem Judentum nach Auschwitz abgeliefert. In ihrer Arbeit, die mich mehrfach beschäftigt hat, unternimmt sie auch den Versuch, aus einem neuen Verständnis für den jüdischen Messianismus das *‘Vorläufertum Christi’* in einer Weise zu entwickeln, die auf eine durchaus neue, eine Christologie der Zukunft hinauslaufen könnte, die auch dem puren Jesuaner, wie ich einer geworden bin, wieder gefallen könnte, ja geradezu *ein neues Verständnis von menschlicher Stellvertretung* aber auch von der *Stellvertretung Gottes* auf Erden anbahnen könnte.

Wie sie ein Anhänger sozialer Utopien, gehe ich heute über klassische christliche Positionen z. T. weit hinaus. Das gilt auch für die Überwindung religiöser und politischer Messianismen, deren dunkles Drohpotential die herbeigesehnte Utopie ins Irreale verweist. Gerade wer an das von Jesus verheißene *‘Reich Gottes‘* glaubt, kann eigentlich nicht mehr bereit sein, dieses in ein uneinholbares Jenseits von Geschichte zu verlegen.

Am wenigsten scheint mir das Apokalyptische Denken samt seinen pessimistischen Gottes- und Menschenbildern, wie sie in den Jahrhunderten vor und nach der Zeitenwende grundgelegt worden waren, geeignet, den Bedrohungen der gegenwärtigen Welt angemessen zu begegnen. Einzig eine in ihrer Substanz *Prophetische Verkündigung*, die ernst machte mit der auch von Jesus proklamierten Sozialordnung Gottes würde die Menschen heute wieder gefangen nehmen können! Um es frei heraus zu sagen: ich habe keines von beidem je mehr in einer der drei Großkirchen gefunden.

Nur darf die Heilserwartung apokalyptischen Glaubens natürlich auch nicht verwechselt werden mit den Kulturanalysen, die die Defizite im Lebensstil und in den Lebensformen einer Epoche zur Katastrophe hochrechnen, wo es dem Jenseitsglauben in einem tieferen Sinn um *Erlösung* geht. Aber in beiden Lösungsversuchen stecken die Engel oder Teufel im Detail. Ob die Menschen an die Rettung durch einen Messias glauben oder an den Fortschritt durch Technik und Ökonomie, macht, vom prognostizierten Ende her gesehen, freilich keinen so gewaltigen Unterschied.
Auch benimmt sich paradoxerweise der (zumeist hoffnungsfrohe) Pessimist nicht viel anders als der (zumeist hoffnungslose) Optimist, bauen beide doch auf die Bewältigung der Probleme durch übermenschliche Mächte und Gewalten, anstatt durch einen durchdachten eigenen Einsatz gegen das vermeintliche Fatum. Die Erfahrung, dass es keinen *deus ex machina* geben wird, der eine Welt retten könnte, die sie längst preisgegeben haben, gehört zur Natur der Dinge; und wenn eintrifft, was sie befürchten, ist es zu spät, noch etwas beweisen oder widerlegen zu wollen.

Wenn wahr ist, was die Propheten aller Zeiten zu bedenken gegeben haben: dass das *Streben nach Macht* den Menschen allezeit Gott und seiner Schöpfung und geradeso der politischen Kultur entfremdet hat, wird man doch auch heute auf Mechanismen nicht mehr bauen dürfen, die die Ursache für den Niedergang waren und sind, höchstens auf die Eingebungen eines prophetischen Geistes, der nicht bereit ist, sich solchen Zwängen zu unterwerfen!

Indes besteht keinerlei Grund, die Wurzeln unserer Kultur zu verleugnen. Mit den Juden teile ich nach wie vor den *eschatologischen Glauben an den Einen Gott*, in dessen Namen allen Menschen *Befreiung* zugesagt worden ist, mit den Christen die Überzeugung, dass die *frohe Botschaft* im bedeutendsten aller Glaubensboten – Jesus von Nazaret – schon einmal zum Vorschein gekommen ist. Wo auch immer die Vollendung aussteht – *Er* hat sie schon einmal auf eine unverwechselbare Weise vor-gelebt, *er* war der Vorläufer, der Protagonist auch einer Geschichte, die nun in die Katastrophe zu laufen scheint. Darüber kann niemand zur Tagesordnung übergehen!

ACHTE ANNÄHERUNG

Gar manches, was auf unserm Wunschkatalog stand, werden wir nicht mehr zu Gesicht bekommen. Wir werden bis Pompeji nicht vordringen und in Montecassino zur Mittagszeit vor verschlossenen Toren stehen, werden Subia o nicht erreichen, wo der Hlg. Benedikt seine Regula geschrieben, Olevano nicht sehen, das Arkadien der deutschen Maler-Romantik. Auch Horazens Sabinum wird eine Landschaft der Seele bleiben.
Ein Besuch im nahen Kloster Fossanova. Wo der Hlg. Thomas seinen Lebensabend verbracht hat, entschädigte uns für dies und das. Immerhin entstand hier das Konzept für diesen Essay. zu dem ich Tag für Tag neue Gedanken beitrage.

'Schafft nicht, wer liebt, nur immer selbst
sich ein Traumbild?'

Vergil, Die Zauberin

1

Unser Aufenthalt in Latium – eine Zeitreise besonderer Art – geht zur Neige: eine *Reise in die Vergangenheit* (wohl in erster Linie), für mich so etwas wie das Hinabsteigen zu meinen geistigen Vätern und Müttern. Eine Zeit-Reise: das ist immer auch eine *Reise in die Zukunft*, ins Offene und Visionäre, eine Gedankenreise, die Denkmodelle erinnert, die sich nicht erfüllt haben aber auch neue träumerisch entwickelt; eine Form von Concept-Art für nachdenkliche Leute. Eine Zeit-Reise: das ist (nicht zuletzt) eine *Reise in die Gegenwart*, die die eigene Zeit nicht verschmäht hat; das Präsentable an ihr: was wir erlebt, gesehen, erfühlt, gedacht haben, was an Vergegenwärtigung gelungen, wie wach wir gewesen sind für die Geschenke des Augenblicks.

Als wir jung waren, war die Zeit wie ein Strom, unaufhaltsam und wir wie das Wasser, das sich verströmte. Niemand konnte sich da herausziehen, niemand die Ereignisse fliehen, die die Fluten über alle Ufer treten ließen. Wir waren schon froh, als wir dem reißenden Fluss eines schönen Tages entkommen waren, wieder Bodenhaftung gewannen, erste eigene Wohnbauten zu errichten. Erst mit der Zeit auch (um im Bilde zu bleiben) verlangsamte sich der Strom wieder, gebärdete sich gefasster. Wir lebten am Fluss. Da hatten wir wie Exupéry im ‘Kleinen Prinzen' längst begonnen, uns die einfachen Dinge des Lebens wieder zur Pflicht zu machen, auf Sonnenaufgänge und Untergänge und auf die Gezeiten der Natur zu achten.

Fürwahr, *uns* hätte genügt, Haus und Hof zu bestellen, wenn wir mit unsern Kindern davon hätten leben können, aber die neue Zeit wollte nichts wissen vom *Einfachen Leben* und schon gar nichts von unsern Erfahrungen und dem erworbenen Wissen, von dem wir schon damals reichlich hätten Kunde tun können. Die meisten hatten damit begonnen, die Zeit auszukaufen, sie nur mehr für sich selbst zu verbrauchen. Es dauerte gar nicht lange, bis ich begriff, dass die heraufkommende Zeit wieder nicht *meine* Zeit sein würde. So wollte ich eigentlich kein Gefährt mehr besteigen, auf dem inzwischen gemächlicher fließenden Strom. Lange Zeit hielt ich mich abseits, suchte höher gelegene Aussichtspunkte, geistige Distanz zu den Dingen.

Mehr als alles begannen Bücher und (sonstiges) Gedrucktes meinen Gesichtskreis zu erweitern, meinen Arbeitsklausen Turmstubenformat zu verleihen. Meine Zeit ließ mich nicht los. War der Zeit-*fluss* inzwischen zum Stillstand gekommen, oder hatte er sich nur auf und davon gemacht – ein so noch nie gesehener *Verlorener Sohn* (seinerseits), der mit mir nichts mehr zu tun haben wollte? Am Zeit-*geist* rieb sich meine Seele immerfort.
Was mir in allem Unbehagen, in allem Scheitern auch, immer geblieben war: eine tiefe Anteilnahme an allem mit-menschlichen Geschehen, mein Mitleid mit der Kreatur, mein unermüdliches Gefühl für Stellvertretung, auch wo man mich nicht mehr brauchte. ich war immer bereit, *mein Leben zu geben*; wer es nahm, der bekam es.

Viele Menschen erleben heute *ihre Zeit* nicht mehr so determiniert, so schicksalshaft ergeben wie wir noch in unseren Jugendtagen; es sind keine Geschichtsflüsse mehr, die sich zu dem neueren, wieder mehr rund-laufenden Zeittypus schließen. Es muss nichts Hoch-Dramatisches mehr geschehen, um sich wie auf irgend einer Insel angekommen zu fühlen. Immer weniger Menschen (auch) lassen sich heute noch irgendwo zwanghaft einordnen; sie können kaum mehr nach-empfinden, was wir einmal als den *'eisernen Mantel der Geschichte'* zu spüren bekommen hatten. Das Zeiterlebnis (als solches) hat sich verändert. Das Zeitgefühl der meisten scheint sich in ihrer Gegenwart, die sie mit dem Fortschritt identifizieren, zu erschöpfen. Das wirkliche Leben, so mutmaßen andere, findet ja doch auf einem anderen Stern statt.

Auch mir will die aus den Fugen geratene Zeit heute anders erscheinen: wieder wie auf das *'Rad der Wiederkehr'* geflochten. *Samsara* – ein fester Begriff in der indischen Philosophie für die Ambivalenz der Lebenskreisläufe – hält Einzug in Europa und mit ihm das karmische Denken, das wie der christliche Glaube geneigt ist, seine Hoffnungen auf eine jenseitige Erfüllung zu setzen. Beide Glaubenswege laufen Gefahr – mit dessen realer Transzendenz – die *Einmaligkeit des Lebens* zu verfehlen. Auf beiden Wegen pflegen mit den vermeintlich überwundenen Schuldgefühlen nur die alten Gefangenschaften *wieder-zukehren*, aus denen der Nazarener die Menschen ja doch ein für alle Mal befreien wollte. Auch dürfte es eine subjektive Form von Erleuchtung, von Ermächtigung, von Selbstverwirklichung gar nicht geben, die sich der Schöpfungsordnung entzieht.

Nicht nur für den Psychologen gibt es gute und böse Zirkel. Die moderne westliche Zivilisation, die auf einem anderen Paradigma, auch in einer anderen Sozialordnung gründet, deren Kern die Freiheit und Individualrechte bilden, verkennt (jedenfalls) *eines* gründlich: dass eine *falsch verstandene bzw. gebrauchte Freiheit* jederzeit zu deren Liquidierung führen kann. Die Geschichte ist voller Beispiele dafür, wie Freiheit in Gewalt, gewonnene Bürgerrechte in Reglementierung umschlagen können. Der *drohende Untergang Roms*, eines blühenden Staatswesens, bevor die Verstädterung und der Sittenverfall seine Kultur zerstörten, findet sich von Seneca bis Quintilian, von Tacitus bis Marc Aurel reichlich kommentiert.

So lang ist's nicht her, dass der *Eintritt in die geschichtliche Zeit* eben diesen Fortschritt verhieß, der uns nun mürbe macht, wie es ihn im Zeitalter der Mythen nicht gab, als noch alle kollektiv gesammelte Kraft, in liturgischer Wiederholung, von Muttergottheiten ausging oder später von dem Sohnheros, den sie geboren, von Göttern, die auf die Erde herabstiegen, menschliche Jungfrauen zu freien.

Die *Mutter* blieb über die Jahrtausende, die von männlichen Gottheiten regiert wurden, die heimliche Königin, die *magna mater*, war zugleich *mater materia* und *mater dei* jedenfalls hier in der mediteranen Welt, wo die Zeit mit dem Zeit-losen anders verknüpft blieb als bei uns und die Menschen noch anders *'im Hiesigen daheim'* waren (Rilke) als wir heutigen Mitteleuropäer, deren Leben es ist, sich über *Gott und dessen alles-überragende Natur* hinwegzusetzen.

Bruno und Goethe hatten dereinst diesen Traum wieder geträumt und in unserer Zeit Männer wie Rilke und Teilhard, jeder auf seine Weise. Am ehesten kennt man heute den letzteren, der die Evolutionstheorie zu einer *Transzendenzlehre*, vielleicht zur *Religion einer neuen Geisteskultur* entwickelt hat. Sie alle (und viele andere dazu) werden denn schon bald zu den Stiftern einer neuen *Naturfrömmigkeit* gehören, da habe ich keinen Zweifel.

Zwar stehen der modernen Zivilisation bis dahin noch gewaltige Katastrophen ins Haus, aber spätestens dann werden all den verführten Menschen die Augen wieder aufgehen, wenn sie sich in ihrer Nacktheit selbst *(wieder-) erkennen* werden. Die Inschrift des Apollotempels in Delphi – *'Gnothi seauton' – Erkenne Dich selbst!* – dem Vorsokratiker Thales zugeschrieben – hatte das noch im

Übergang zum Neuen Äon postuliert. In einer göttlichen Welt darf es dazu eigentlich nie zu spät sein!

Spätestens dann wird der Zeitfluss wieder im Ganzen zur Ruhe kommen, werden die Menschen wieder lernen können in größeren Zeiträumen zu denken und zu leben. Schließlich waren alle Welträtsel schon einmal (anders) gelöst. *'Es gibt nichts Neues seit den Griechen'* beliebte mein Lehrer Henry Deku zu scherzen, bei dem ich einmal Aristoteles und Thomas von Aquin lernte – übrigens nicht, um auf ihnen sitzen zu bleiben. Das Wort des prometheischen Gottes aus dem Judenland *'Ich mache alles neu!'* hob mich sanft über alle philosophischen Klassenziele hinaus.

So neige ich denn heute – trotz allem – nicht mehr zu Untergangsprophetien, wie die Christen sie liebten (bloß um recht zu behalten?). Wer möchte, nach gehabtem Anschauungs-unterricht – denn für meine Generation ist das *Abendland doch schon einmal untergegangen* – nicht (auch) viel lieber nicht recht behalten? Zu viele falsche Propheten sind unterwegs. Gewiss sind die zahlreichen Enttäuschungen und Kränkungen gewaltig, die meine Generation von all den Verführern dieser Epoche hat hinnehmen müssen! Aber heute wissen wir mehr als die Propheten, nämlich; dass wir gar keine Wahl mehr haben – *die Natur zurück-zu-gewinnen oder zugrunde-zugehen!*

2

So erlöst man sich einmal gefühlt haben mochte, als das Bewusstsein, dem Karussel der kreisenden Natur-Zeit entstiegen zu sein, um sich griff, so befreit wird man sich fühlen, wenn es eines nicht mehr allzu fernen Tages (wider alle Vorhersage) gelungen sein sollte, den damals entfesselten Zeitlauf, die alles verschlingende Geschichte zu stoppen, um sie in die Natur der Schöpfung zurückzubetten.

Als Nietzsche vor über hundert Jahren wieder die 'Ewige Wiederkehr' pries, galt er als Reaktionär, der dem Fortschritt nicht gewogen war. Inzwischen sehen viele, dass sich die Zeitfahne gedreht hat. Heute, da der hypertrophe Fortschritt stumpf geworden ist, schöpfen wir aus seiner Botschaft eine ganz neue Wachheit. Mit dem Sterben der Natur wittert das Bewusstsein die elementaren Gefahren, die der Zivilisation drohen, begehrt wieder zurück zu schwingen in deren bergende Zyklen.

War es nichts mit all der angemaßten Größe und Macht? mit dem erzwungenen Wohlstand, den das *System Erde (sh. Gaia-Hypothese* von Jim E. Lovelock) nun nicht mehr ertragen will? mit dem falschen Lebensstil, der alle krank macht und nachhaltig die gesellschaftlichen Strukturen zermürbt. Zwanzig Jahre nach den großen Jugendaufbrüchen trennen sich die Auffassungen der Generationen erneut, kaum verstehen sie einander noch. *'O tempora, o mores!'* möchte man angesichts der großen Trends der Massenzivilisation klagen, wie schon *Cicero* es um 70 (vor) getan hat und wie es in allen Verfallszeiten seither geschehen ist.

Kein Zweifel, die technische Zivilisation hat wie keine Bewegung vor ihr die Massen verführt und zerbrochen und dann sich selbst überlassen. Das entlastet den Einzelnen nicht und verteufelt nicht die Apparate und Institutionen. Nur müssen wir uns endlich klar darüber zu werden versuchen, welche Gesellschafts- und Wirtschaftsformen sie mitproduziert hat, welche Ausbeutungs-systeme, welche Systeme der Gewalt und des Terrors (auch bei uns), an denen sich alle mehr oder weniger beteiligen – welchen Ideologien immer sie frönen! Unter dem blanken Aspekt des Überlebens sind die (reinen) Systemunterschiede zwischen dem libertären westlichen Privatkapitalismus und dem bürokratischen östlichen Plan- und Staats-kapitalismus jedenfalls bei weitem nicht so elementar wie immer behauptet.

So wird die Hauptthese der unverbesserlichen Dualisten – *'Freiheit oder Sozialismus'* – auch in den 80er-Jahren eine Schein-altemative bleiben und uns dem Frieden wohl kaum näher bringen! Wie sollten denn endlich weltweit die Menschenrechte verwirklicht werden (um nur ein Beispiel zu nennen) – ohne dass man die ausbeuterischen Verhältnisse *im Bereich von Bodenrecht, Arbeit und Geld* (wie sie da und dort in je verschiedener Weise ausgebildet sind) endlich neu ordnet?

Nun gehöre ich selber weder zu denen, die die Vergänglichkeit der Dinge betrauern, noch zu denen, die das Neue um des Neuen willen preisen. Ich habe eigentlich immer an den Sinn und die Zielgerichtetheit der Schöpfung geglaubt, die Ausgewogenheit und das Maßhalten der Evolution und deren Entwicklungsstrategien bewundert, beobachtet, wie die Gegensätzlichkeiten und Unverträglichkeiten, die der Geist produziert, immer häufiger in Widerspruch dazu gerieten. Wie soll es eigentlich zum Grund-*konsens* einer Kultur kommen, wenn man sich von allen Grund-

lagen der Natur immer weiter entfernt und wenn es gleichzeitig immer schwerer wird, noch die Frage nach Gemeinschaftsformen zu stellen, die geeignet wären, einen solchen zu tragen?

Die alte *civitas*, den Staat, wenn man so will, gibt es nicht mehr, aber der modernen Gesellschaft will es nicht gelingen, eine echte *communitas* an deren Stelle zu setzen (P. Sloterdijk), die nicht nur von formalen Bürgerrechten, sondern von praktizierter Bürgerbeteiligung lebt. Im Namen der Globalisierung verlagern sich die demokratischen Funktionen immer mehr in die Zentren politischer Großräume, mit der Folge der Bürokratisierung und Anonymisierung von Macht und um den hohen Preis von Solidaritäts-Bewusstsein, konkreter Kommunikation und politischer Selbstbestimmung. Aber so war die Globalisierung nicht gedacht. Global zu denken darf das *Handeln vor Ort* nicht behindern! Wenn der *Teil zum Opfer des Ganzen* wird, sind nicht nur der Einzelne und die gesellschaftsrelevanten Gruppen sondern die Demokratie als solche in Gefahr.

Das wirkliche Leben findet nicht *dort* statt und geht auch nicht von dort aus, wo über die Köpfe der Vielen hinweg-regiert wird, sondern an der Basis, wo die eigentliche *Communio der Geister* noch Nahrung findet. Regierungen kann man abwählen, das Volk nicht. Wenn in materialistischen und geschichtslosen Zeiten wie den unseren der Sinn für die wahrhaft existenziellen Fragen verloren geht, dann deshalb, weil Delegation und Ämterpatronage zu völlig neuen Interessenlagen führen, in denen der Kern des Auftrags verlorengeht.

Leider gibt es keine Rhetorikschulen mehr, die die Kunst des Disputierens und Verhandelns, wie auf der griechischen *'Agora'* als regelrechte Disziplin lehren! denn was all überall fehlt, das sind methodische Ansätze, die auch den einfachen Leuten erlauben, unvoreingenommen zu denken! Ohne Mühen zumal, ohne Anstrengung des Begriffs, ohne Selbstüberwindung, wird vom spannendsten Disput nur Schall und Rauch bleiben.
Kooperation mag es auf allen Ebenen geben, wo sich ein gemeinsamer politischer Wille durchgesetzt hat. Echte *Kommunikation* aber, denke ich, wird auch in Zukunft nur in den politischen und religiösen Basisgemeinden stattfinden. Ein Argument mehr für überschaubare Kommunen, deren Glieder sich noch gegenseitig kennen, bieten sich doch nur dort auch noch die

nötigen Frei- und Spielräume an, in denen unabhängig gedacht werden kann.
Hätten die Großkirchen sich nicht so weit von den *demokratischen Ursprüngen des Christentums* entfernt, es sähe anders in der Welt aus. Heute muss man schon froh sein, wenn noch einzelne Kommunitäten die gesellschaftlichen Ränder besetzt halten. Aber auch an ihnen entzündet sich keine *Zeitkultur* mehr.

3

Das *Leben im Heute, im Jetzt,* wie es die klassischen Geister von Horaz bis Goethe gepriesen haben, hier in Latium wie im antiken Rom scheint es sich noch müheloser zu machen als im rauheren Norden Germaniens; die modernen Italiener, hat man den Eindruck, wissen das Alte mit dem Neuen, das *Einfache Leben* mit der *modernen Technik* noch auf eine naive, fast unschuldige Weise zu verknüpfen. Freilich wie bewertet man das? Vielleicht ist Italien darum (in einem tieferen Sinn) das Sehnsuchtsland der Deutschen, weil *wir* das noch immer so wenig können? Die emotionslose Aufgeräumtheit jedenfalls, mit der *wir* unseren Wohlstand organisieren, *ohne zurück- und voraus-zu-schauen*, könnte sich hier manches Beispiel nehmen.

Überall im Land spürt man noch den Atem der Alten Welt, aber natürlich sind auch hier die Zerstörungen unübersehbar. Mehrfach sind wir durch die Landschaften der Pontinischen Ebene gefahren: die von alters berüchtigten Sümpfe, über Jahrhunderte ein lebensbedrohender Krankheitsherd, sind, noch durch Mussolini trockengelegt, einem fruchtbaren Gartenland gewichen. Aber in der Hauptstadt Latina wie in den Bergstädten rings im Land leidet die alte Kultur, verstaubt das *‘unvollendete Projekt der Moderne’* (Jürgen Habermas) hinter verrosteten Blech-Reklamen, verkümmert wie bei uns die *'Dimension des Künftigen‘* zur modischen Attitüde.

Ich will ein letztes Mal meine Hypothese vom *wieder-kehrenden Hirten* aufgreifen, dem wir wie einer überirdischen Erscheinung auf den Höhen des Monte Pilorci begegnet waren. Dabei bin ich mir der Schwierigkeit durchaus bewusst, in der gebrochenen und durchaus zynischen Welt, in der wir heute leben, ein *veritables Hirtenbild* neu zu entwerfen, ist dieser Typus in der transzendenzlosen Industriegesellschaft (schon ästhetisch) doch so viel wie ausgestorben. Nur die Gebildeten wissen noch um die

Hirtengötter und -könige der Vorzeit, die als *Idealbilder des Göttlichen* galten, dem Selbstverständnis aufgeklärter Fürsten vom *König 'als dem ersten Diener seines Staates'* (Friedrich der Große) vergleichbar.

Worum es dabei *nicht* gehen kann: um eine rückwärtsgewandte *Natur- und Herrschaftsidylle*, mit der alle poetische Schäferromantik spielt (in gewisser Weise auch Vergil) nicht um *pastorale Bildung und Gelehrsamkeit* (wie in der deutschen Klassik), wiewohl ich die geistige Vertiefung des Themas für unabdingbar halte. Es steht weder die ideal gedachte *Ursprungshaftigkeit des edlen Wilden* (Rousseau) zur Disposition, also auch kein irgendwie geartetes Zurück zu vorindustriellen Lebensformen, noch die *Utopie von Zukunftsparadiesen* (Marx), die es so nie geben wird! Das alles sind nützliche Fiktionen, wie die Kulturgeschichte sie in immer neuen Metamorphosen hervorgebracht hat; wir müssen zu politischen Charakterisierungen kommen!

Von den anarchischen Hirten zur Zeit der Spartakuskriege hatte ich bereits erzählt, von der Zeit, da der Hirtenstand zum Sklavenstand herabgekommen war (das Kreuz war den Aufrührern sicher). Wo lässt sich das Bild des Jesus von Nazaret einordnen, der gleich ihnen mit seinem Leben zeugte – wider die etablierten Mächte und Gewalten? Der *Hirte der Hirten*, der zum *Vor-bild allen Opfers* wurde, stand wie sie deutlich auf der Seite der Unterdrückten. Nun aber wird der *pastor bonus*, der *'Gute Hirte'* (Jo 10, 12) – in seltsamer Verwandlung – zum *Opfer-Priester* werden; wie in mythischer Verklärung werden die Hoheitszeichen Davids und des Davidsohns Jesus wieder dem Vorbild der Hirtenkönige der Vorzeit nachgebildet.

Leider waren Begriffe wie *Schöpfung* und *Natur,* wie wir sie heute schätzen, im Raum der Bibel nicht gleich ursprünglich wie die von Herrschaft und Herde. Sonst hätten die Jünger Jesu schon damals zu *Hütern der Schöpfung* werden können! Eines aber hätten ihre Nachfolger niemals akzeptieren dürfen: wie das Bild des Hirten schon bald mit dem des *Weltenherrschers* konfiguriert wurde. Denn das hatte zur Folge, dass die von Jesus berufenen *'Hüter der Herde'* zu *Menschen-beherrschern* wurden! Der Welt wäre vielleicht nicht die heuchlerische Natur aller Macht erspart geblieben, aber vielleicht hätte man diese früher durchschaut.

Da die Ambivalenz der (anscheinend) perfekten theologischen Gleichung über viele Jahrhunderte unaufgeschlüsselt blieb, dauerte es praktisch bis in die Gegenwart, ehe man damit beginnen konnte, den *hirtenpriesterlichen Typos Jesu* wieder von seinen *überhobenen Machtaspekten* zu befreien. Erst in unserer Zeit hat Martin Heidegger wieder voller Hochachtung vom Menschen (allgemein) als vom *'Hirten des Seins'* gesprochen – in ausdrücklicher Gegen*über*-setzung zu jeder herrscherlichen Prätention. Erst historisch kritisch (gesprochen) wird Jesus konkret zum *Führer in ein verwandeltes hiesiges Leben* werden können.

Ich erinnere (in diesem Zusammenhang), des *Opferaspekts* wegen, an die Geschichte von Kain und Abel, die die Nahtstelle zweier Kulturepochen kennzeichnet – im Übergang vom Paradigma des Nomaden, des Landlosen, zu dem des Landbauers und Landbesitzers, der durch neu gesetztes Recht (und in Ablösung des Naturrechts) zuerst zum *Macht-haber* und zuletzt zum *Recht-haber* wird, wobei auch die Kulturgeltung samt Herrschaftssymbolen auf ihn übergehen. Man kann mit Peter Sloterdijk die berühmt gewordene Antwort Kains auf die Frage Gottes nach seinem Bruder Abel – *'Bin ich denn der Hüter meines Bruders?'* (Gn 4, 9), womit er indirekt auch die Entwertung seiner Opfergaben bestätigt – den ersten im Geschichtsraum der Bibel überlieferten *'Herrschaftszynismus'* nennen.

Nicht von Anfang an war die Entwicklung neuer Lebensformen mit angemessener *'Selbstreflexion'* verbunden. Auch dieser Begriff gehört zu den Essentialien in Sloterdijks umfänglichen *Untersuchungen zur Religionskritik der Aufklärung*, einem wichtigen Kapitel seiner *'Kritik der zynischen Vernunft'*. Ich kann ihm nur beipflichten, wenn er jede Herrschaftsmoral als eine (ipso facto) *doppelte Moral* entlarvt, von welcher Art von Macht immer sie ausgeht, von politischer oder religiöser (wobei letztere häufig nur den Regeln weltlicher Herrschaft folgt).

Zwar gibt es auch einen autochthonen Typus. Von den Prototypen religiöser Vorherrschaft, den *'selbstgerechten Pharisäern'* inspiriert, wird er über weite Strecken auch den Stand der Oberhirten christlicher Kirchen prägen, um nach Möglichkeit *beide* Reiche in *einer* Hand zu versammeln. Sie werden sich, wo immer, nur um den Preis der Heuchelei, um den Preis doppelter Moral miteinander vereinbaren lassen!

Dass Jesus selber, dem es *alleine um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit (Mt. 6, 33)* zu tun war, alle Prinzipien von Macht und Besitz radikal durchkreuzt und sich selbst nie in einer vergleichbaren Rolle gesehen hatte, wurde einfach nicht zur Kenntnis genommen. Selbst die von ihm vorgelebten Prinzipien der *Selbstbegrenzung und Selbstbeschränkung* haben immer nur dazu herhalten müssen, Gehorsam und Anpassung an die bestehenden Verhältnisse durchzusetzen.

4

Erst seit der europäischen Aufklärung beginnt sich, gegenüber philosophischen und theologischen Einbahnstraßen, allmählich wieder die Einsicht durchzusetzen, die *Dienens- und Leidens-Rolle* Jesu sei weit eher geeignet, die tatsächliche *'Ohnmacht Gottes'* (D. Sölle) gegenüber einer Welt zu vermitteln, in der die Macht, der Besitz, das Geld regieren. Nichts anderes auch, meine ich, könnte besser die göttliche *Mit-leidens-fähigkeit* gegenüber menschlichen Schicksalen plausibel machen.
Was hier anzuzeigen war: das sind *Wege zu einem anderen Leben – Überlegungen zu einer Basis-Gesellschaft einschließend* – wie wir sie zusammen mit der politisch hellwach gewordenen Jugend der 70er-und 80er-Jahre versucht hatten: neue Formen *einfachen und überschaubaren, arbeitsamen und kommunikativen Lebens* zu finden – gegenüber dem Luxus und der Dekadenz der modernen Industriegesellschaft.

Wenn wir bei allen unseren Bemühungen das Leben auf dem Lande favorisiert hatten, so vor allem, weil die frugalen Bedingungen eines solchen Lebens uns am ehesten dort gegeben schienen, wo menschliche Arbeit und Existenz sich noch sinnfällig auf die Natur gründen. Nicht zufällig versuchen heute so viele Städter wenigstens ihre *eigenen Kräuter* anzubauen, nehmen so viele Intelligenzler ihren Wohnsitz auf dem Lande, um die *Verbindung mit der Natur* nicht ganz zu verlieren; nicht als ob dort die Menschen besser wären. Was wir inzwischen *da-zu-gelernt* haben, ist, dass gemeinschaftliches politisches Handeln sich realiter mehr in aufgeklärten, urbanen Haltungen findet.

Die Dialektik der Weltgeschichte, die immer von neuem wissen will, worauf es ankommt, lebt von nichts so sehr wie von den Anstößen, die von *Umkehr-bewegungen* ausgehen. Was wie Welt-*flucht*

erscheint, ist häufig nur der durch radikale Selbstreflexion neu gewonnene Welt-*aspekt*.

Signifikant für die neue *Ökologische Landbewegung* der zweiten Jahrhunderthälfte war von vornherein ihre Nähe zu den politischen Realitäten, deren Kritik die Voraussetzung dafür war, ihr Handeln als ein politisches zu verstehen. Dabei sei nicht vergessen, dass es schon einmal eine *Biologische Bewegung* gab, einen (damals allerdings mehr *elitären*) *Aufbruch der Jugend aus dem Zivilisationsüberdruss* der Jahrhundertwende (der dann auch bei der Begeisterung für den Eintritt in den ersten Weltkrieg Pate stand). Aber erst die zweite Welle biologischen Aufbruchs in den 70er-und 80er-Jahren bezeugt das Entstehen eines allgemeinen *ökologischen Bewusstseins*.

In ähnlicher Weise folgte der *(völkischen) Gemeinschafts-bewegung* (ursprünglich von rechts), eine *Individualisierungs-Bewegung* (gleichsam von links), die, (wieder als Reaktionsbildung) aus dem gesellschaftlichen Protest kommend, von vornherein eine starke *egalitäre Komponente* besaß, während gleichzeitige bürgerliche Selbstverwirklichungs-Formen nichts mit den klassischen sozialen Bewegungen im Sinne der Aufklärung zu tun haben. Die heute weitverbreitete Politikverdrossenheit darf nicht darüber hinweg täuschen, dass schon die Blumenkinder der 60er-Jahre keine bloßen Aussteiger waren, sondern das Menschen-mögliche endlich wieder *selbst* inszenieren wollten. Das machte nichts mehr erforderlich als einen *Lebensstil der Selbst-beschränkung.*

Von da an sind, nach meiner Erfahrung, die *Selbstbegrenzungs-Prinzipien* ein stets relevantes Agens alternativer Lebensformen gewesen, ohne dass man darüber groß nach den Wurzeln des abendländischen Christentums zu fragen gehabt hätte. Es bedurfte keiner metaphysischen Prinzipien mehr, um die Welt zu verstehen; man musste handeln, um sie nicht zugrunde gehen zu lassen – und auch dies war historisch nichts Neues. Schon immer – *vor* allen politischen Revolten, die sich gegen den verhärteten gesellschaftlichen Status quo wandten – waren solche Haltungen (wie in der Spiritualität der Mönche) mit *Selbst-reflexion* und *Selbst-transzendenz* verbunden. Bei der Forderung nach einer *Aszetischen Weltkultur* (C. Fr. von Weizsäcker) geht es darum nicht um abstrakte Tugenden sondern *ums nackte Überleben!*

Wenn ich im Typus des Hirten auch den Landmann favorisiere, der schon standesgemäß prädestiniert dazu ist, wieder zum *Verwalter der Natur* und unserer *heiligen Erde* zu werden, statt sie weiterhin achtlos auszubeuten, so sehe ich ihn freilich keineswegs auf naturale Berufe beschränkt. Der Begriff des *'Bodenständigen'* steht hier für einen Habitus, dessen sich auch die *Neu-Nomaden in den Städten* wieder befleißigen müssen, wenn es ein Überleben geben soll! Die Vision zielt schlicht auf eine neue *anthropologische Gestalt*, gleichsam auf den *Neuen Menschen – als die Neue Schöpfung*, wie sie *bei Paulus im 2. Korintherbrief (5, 17)* aus der Christusförmigkeit hervorgehen soll.

Dem Verdacht entgegen, beim alternativen biologischen Garten- und Landbau – weil er auf schwere Maschinen verzichtet und darum wieder arbeitsintensiv ist – handle es sich um einen reinen Anachronismus, letztlich weil er den Bedürfnissen von Produktion und Konsum, von Technik und Markt nicht gerecht würde; auch dem Anschein zuwider, es hafte der gewählten Metaphorik schon deswegen ein antimoderner, gegenaufklärerischer Zug an, kann leicht entgegengehalten werden, dass es (jedenfalls in unseren Breiten) doch schon lange nicht mehr um *quantitative Wachstümer* geht sondern um eine neue *Lebens-Qualität*, um die Sublimation unserer Reichtümer, um Aktualisierungen über-greifender Lebensbezüge, letztlich also nicht nur um ein *einfacheres*, auch um ein *freieres, weil weniger abhängiges Leben!*

Solch größere Autonomie kann nur gelingen, wo wir die notwendigen Lebensmittel wieder stärker selber herstellen, statt sie über große Entfernungen einzuführen. Wo immer die Bedürfnisbefriedigung zum Selbstzweck wird, werden zuerst die Bedürfnisse und dann die Mittel manipuliert, dient zuletzt der Überfluss nur dem Luxus der Reichen statt der Gerechtigkeit. Wer im Übrigen künstliche Bedürfnisse nur schafft, um sich selbst zu bereichern, muss künftig auch öffentlich ein *Ausbeuter der Erde und des Menschen* genannt werden dürfen.

Mag sein, dass es, ein Vorankommen in der ökologischen Erneuerung der Erde erst dann geben wird, wenn unsere erpresserische Haushaltsführung zu Lasten der Erde und ihrer begrenzten Ressourcen sowie auf Kosten der armen Völker voll auf uns selber zurückschlägt! Dass *weniger auch mehr sein kann*, kann man jeden Tag lernen, wenn man bloß einmal zur Besinnung, und das heißt auch, zu einem neuen *Zeit-Maß* kommt. Im Übrigen

verweise ich auf die vielen jungen Leute, die ganz genau wissen, was sie tun, wenn sie an den Lebensbasen, unter z. T. großen persönlichen Opfern, wieder die *Verantwortung für ein größeres Ganzes* suchen.

Was uns mehr als alles zu schaffen macht, das ist das anscheinend *unbezwingliche Machtstreben*. Dabei pfeifen es die Spatzen von allen Dächern, warum der Kampf um Macht und um vermeintliche Überlegenheiten die Erde und die menschliche Zivilisation nur ruinieren können! Auch darum erscheint es so wichtig, das zynische Herrschaftswissen und die zynischen Herrschaftsstrukturen offenzulegen. Nur zu häufig verhalten sie sich, parallel zu den pathologischen gesellschaftlichen Verhältnissen (hüben wie drüben), kontraproduktiv zu allen Maximen wahren Fortschritts, zu dessen wichtigster: dass die *Prinzipien der Freiheit* mit denen der *Gleichheit* und die *Menschenrechte* mit deren *gesellschaftlicher Organisation* konform gehen!

Die Zeit *muss* kommen, in der sich die Menschheit wieder ihrer *Verantwortung für die Schöpfung* bewusst wird! Was wir brauchen, wenn wieder Hoffnung sein soll (ich bleibe dabei): das ist ein *Dritter Weg* zwischen den Blöcken; die *Vision einer geschwisterlichen Weltgesellschaft*, der der Friede wichtiger ist als die historisch gewordenen und inzwischen hinfälligen Systeme! Dem muss eine globale und universale geistige Schau (bereits im Vorfeld von Wissenschaft und Politik) voraus-gehn, wie sie (ebenfalls) C. Fr. von Weizsäcker für den Düsseldorfer Kirchentag 85 in dem *'Manifest für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung'* erarbeitet hat.

5

Hier befinden wir uns zweifellos auf dem Boden jesuanischen Urgesteins, seines sozial-ethischen Denkens. Jesus würde vermutlich zwar auch heute nicht für eine Partei kandidieren, auch für die Grünen nicht, aber über *das Grüne bei Jesus* lohnte es sich durchaus nachzudenken – wie Adolf Muschg neuerdings über das *‘Grüne bei Goethe‘* Erkleckliches herausgefunden hat. Dessen ganzheitliche Naturanschauung nämlich, lange Zeit von der Naturwissenschaft verächtlich gemacht, auch unter Gebildeten soviel wie vergessen, erweist sich für das post-moderne Bedürfnis nach Einweihung und Metawissen als geradezu hochaktuell.

Der Wahlspruch Goethes, dieses Gründervaters moderner Intellektualität – *'In der Wahrheit leben'* – hätte, noch bevor er den modernen Naturverwertern, Technikern und ökonomischen Ausbeutern um die Ohren fliegt, den Christen in die Ohren schallen müssen. Freilich war es von ihm mehr griechisch als jüdisch-christlich empfunden, auch nicht mehr metaphysisch, sondern schlicht experimentell gedacht. Goethes Zorn auf die Christen aber zeigt, welches Gespür er für die Entstellung des Geistes Jesu noch gehabt haben muss.

So gedacht ist Jesus von Nazaret, gerade als früher *Verfechter eines humanitären, auf den Menschen bezogenen Denkens* zweifellos auch ein Vorläufer Goethes gewesen. Und so ist es kein Zufall, dass sich die neuzeitliche Wissenschaftsideologie, von der Erkenntniskritik bis zur Einzelwissenschaft, spitzfindig-scholastisch gegen beide gestellt hat.

Nun sage ich: nur ein gründlicher *Neuanfang im Denken (überhaupt)* könnte uns helfen, die Gewaltsysteme abzuschütteln, die Zwänge zu überwinden, die Konfrontationen abzubauen, deren Gefangene wir nun schon so lange sind. Ein erster Schritt dazu würde sein: (erst einmal) uns selber gründlich infrage zu stellen (subjektiv wie kollektiv), ehe wir anderen auf den Leib rücken – schon um endlich all den *Willkürlichkeiten* auf die Spur zu kommen, die wir so gerne mit der Freiheit verwechseln, welche wir zuletzt anderen als Joch auferlegen.

Ich hatte vom Neuen Denken als einem Ganzheits-Denken gesprochen, das nicht mehr *dualistisch, ausschließend* sondern *dialogisch, einschließend* sein müsste. Wie anders sollte eine allseitige Teilhabe und Teilgabe möglich werden, auf allen Ebenen der Kommunikation und der Anschauung? Das bedeutet für uns Westler auch, uns zu öffnen für andere Kulturen und Kultformen, ganz andere Denkweisen und Mentalitäten zu rezipieren und in unsere philosophischen und politischen Repertoires aufzunehmen, um erst einmal auf die Höhe der Zeit zu kommen!

Dazu hülfe auch eine neue *Dialektik von Suchen und Finden*, die in einem guten Sinn das sein könnte, was zu sein moderne Wissenschaft so gerne von sich behauptet: offen und vorurteils-frei (und ohne auf einen vulgären Positivismus oder eine platte anti-religiõse Haltung hinauszulaufen, mit denen wir es auf der Kehrseite des Forschens gewöhnlich zu tun haben).

Ich ziele damit auch auf eine neue *hermeneutische Kunst des Bildens*, die das *Kreis-gänger-tum als ein Rund-denken der Dinge* wieder beherrschte, wie es das in mutterrechtlichen Zeiten und noch in der vorsokratischen Philosophie gab, ehe im Abendland die disparaten Kräfte des logischen und kausalen Denkens einerseits, Dogmenbildungen und Dualismen aller Art andererseits zur *Vor-aus-setzung von Denken und Glauben* wurden.

Im ökologischen Umgang mit den Dingen erleben wir bereits auf breiter Ebene eine *Wiedergeburt des zyklischen Denkens* – leider häufig noch immer jenseits aller rationalen und rationellen Konzepte. Viele Menschen, gefangen von vielerlei Dialektiken, Sachzwängen, Apparaten aber auch in ihren eigenen Ansprüchen, bemerken die strukturelle Gewalt gar nicht mehr, die in allen Vernunft-Systemen steckt. Erst allmählich und äußerst mühsam gewinnen eher Außenstehende zugleich immer mehr Distanz dazu, entwickeln, neomoderne Strömungen bewusst konterkarierend, wieder ein Gefühl für die wahren Lebens- und Über-lebensbedingungen auf unserer doch an Zeit und Mitteln höchst begrenzten und immer kleiner werden Erde.

Was wir eine *Kreislauf-Wirtschaft* nennen, das ist uralte Tradition etwa in der *Buddhistischen Wirtschaftslehre* – nachzulesen bei Ernst Schumacher, der (noch vor Herbert Gruhl) das wichtigste Buch der 70er-Jahre (*'Small is beautifull'* 73) geschrieben hatte – aber auch, nach mancherlei Wiedergeburten, in Formen *alternativen Wirtschaftens* bei uns längst auf dem Markt der Möglichkeiten: als erprobte Wirtschaftsformen und Ethiken bei den *Anthroposophen und Freiwirtschaftlern* (u. a. Silvio Gesell: *'Die natürliche Wirtschaftsordnung'*, 49) – beides Bewegungen, die schon in der ersten Jahrhunderthälfte entstanden sind. Leider wird alles wahrhaft Zukunftsträchtige im Zeitalter der Gewalt und des Geldes auch in den freien Gesellschaften unterdrückt.

Dabei stünde solches Kreislauf-denken auch der zeitgenössischen Philosophie wohl zu Gesicht, verdankt sich alles Leben doch Kreisläufen, wiederholenden Bewegungen, die in sich *zurück*-laufen. Kreisend partizipieren wir am Wesen der Natur. Einkreisend, in immer neuen Anläufen, umrundet das Denken seine Objekte.

Der Kreis ist das Symbol des Ganzen, die Analogie zur Struktur von Ordnung und Harmonie. Was wir heute Recycling nennen, ist nichts, als was uns das Beispiel der Natur schon immer liefert, *die*

das Ganze mit seinen Teilen als ein einziges System umfasst. Wie sollte sie ihre eigene Fülle beherrschen, ohne *das Un-begrenzte zu umgrenzen*, ohne ihm feste Gestalt zu geben Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das sich über die *Prinzipien der Selbst-begrenzung* mutwillig und anhaltend hinwegsetzt.

Was hätte eine recht verstandene Aufklärung in Wissenschaft und Erziehung heute zu leisten, die die Eckdaten der Weltentwicklung doch kennt (und notfalls bräuchte sie sich nur in den Schriften des *Club of Rome* kundig zu machen) aber offenbar unfähig ist, daraus im Ganzen und für's Ganze Schlüsse zu ziehen! In einer Welt, die am Abgrund steht, die noch immer in Mächte und Gegenmächte, in Reiche und Arme, in Subjekte und (deren) Objekte gespalten ist, verfügt auch die Politik über keine geeigneten Instrumente, besitzt sie doch noch nicht einmal eine Politische Theorie, die – *'parallel zur Natur'* – wie Cézanne dies für die Kunst eingefordert hatte – das Ganze dieser Welt auch nur als Denkmodell zu begreifen vermöchte.

Wer meiner These folgt, dass die Chance zur (auch politischen) Umkehr nur im anhaltenden, nachdenklichen Umschau'n liegen kann, mag Gegenthesen vortragen, Umkehrschlüsse plausibel finden. Eine recht verstandene Frage-Dialektik wird immer unverzichtbar sein; wie nur im Geist, in der *theoria*, Ursachen und Wirkungen, Wege und Ziele positiv ausgetauscht werden können, sind oftmals Umwege es, die zu den kostbarsten Ergebnissen führen. Aber wie, wenn es gemeinsame Ziele, ein ganzheitliches Konzept, erst gar nicht gibt?

Was könnte Theorie und Praxis wieder verbinden? Etwa die neuere Erkenntnis von der *Vorgängigkeit von Erfahrung und Praxis*, folgt die Wissenschaft doch dem Irrtum (Karl R. Popper) wie die Moral der Schuld, ehe sich – indem man die Sache gewissenhaft *rund-denkt* – gleichsam das Prinzip um-kehrt; gäbe es ohne die Anstrengung des Begriffs doch auch keine (notorische) *'Schuld'.*

Wovon das moderne Denken sich vor allem befreien müsste: von der *eindimensionalen Logik eines Entweder-Oder*, wie man sie in der Scholastik der aristotelischen Philosophie extrahiert hatte, derzufolge es *kein Drittes* geben durfte, was in der cartesischen Philosophie zur konsequenten Abtrennung der Objektwelt vom Betrachter geführt hat, als handle es sich um feststehende, per se existente Größen (Fritjof Capra: *'Wendezeit'*, 1982).

Dass die Trennung von Subjekt- und Objektwelt nicht nur die Welt, sondern auch deren Betrachter isoliert und ihn seinerseits zum Ausbeutungs-Objekt gemacht hat, realisieren nur die wenigsten. Denn wen kümmert's noch, dass Mensch und Natur, Mensch und Welt eine Einheit bilden, ja, dieser existentiell bedürfen? Beides auseinanderzureißen konnte und kann nur schlimme Folgen haben.

In Wahrheit gibt es weder eine exklusive Welt noch einen exklusiven Menschen. In Wahrheit ist der Mensch (auch als Beobachter) *Teil der Dinge*, *verändert diese sogar durch seine Aufmerksamkeit.* In einer noch nie gesehenen Weise ist alles mit allem wunderbar verbunden; wir bräuchten es nur *wahr-zu-nehmen*. Was Meadows *'Die Grenzen des Wachstums'* genannt hat, findet auch eine Grenze in der Erkennbarkeit der Dinge (Kant). Vielleicht hat ja Werner Heisenberg mit seiner neuen Atomtheorie (*'Der Teil und das Ganze'*, 1973) den Durchbruch zu relevanteren Anschauungen bereits gefunden?

Wenn die alten Unterscheidungslehren wenigstens dazu beigetragen hätten, Kriterien bereitzustellen, um all die künstlichen Welten, die heutzutage hervorgebracht und vervielfältigt werden, als solche zu kennzeichnen, damit, in deren Sog, der Deformation der Menschen und der Entfremdung von ihrer eigenen Lebenswirklichkeit Einhalt geboten würde! Nicht einmal die kulturell oder politisch Führenden sind sich noch dessen bewusst, dass die *verkehrte Wahrnehmung der Dinge* auch die *Folge der materiellen Ausbeutung von Natur – und nicht zuletzt der des Menschen* – darstellt.

Es wird sich nicht mehr lange verbergen lassen: das noch immer gesuchte *missing link* der philosophischen Anthropologie ist nichts anderes als die *Wiedergewinnung der Einheit und Ganzheit des Lebens*, mit anderen Worten: das unveräußerliche *'tertium donatur'* (Döring) ganzheitlichen Betrachts.

6

Noch immer: *Heimkehrprobleme in der Moderne*?' Wir werden mit unser'm Fragen an kein Ende kommen. Es gibt *keine Heimkehr, die nicht Um-kehr, keine Umkehr, die nicht Ab-kehr* erforderlich machte! Ohne das 'wovon' den *Begriff des Ver-kehrten* zu definieren, wird das nicht abgehen! Heimkehr – das verlangt

freilich keine *Rück-züge*, höchstens *Rück-besinnung*, Rück-koppelung – als reflektorisches Prinzip; darauf jedenfalls wollen diese Darlegungen hinaus.
Die Griechen nannten, womit wir uns heute so schwer tun, *Metanoia* (innere Umkehr, in theologischer Sprache: Buße, Sinneswandel), ihre großen Dramatiker verlangten *Katharsis* (Selbst-reinigung). Erst der ungeduldige messianische Jesus entschied radikal: *Wenn das Reich Gottes morgen beginnen soll, wird zum Umschau'n keine Zeit mehr sein* (Lk 9, 62); er scheute sich keineswegs, in existentiellen Fragen Partei zu ergreifen. Aber müsste uns sein berühmter *Umkehr-Ruf* (Mt 4, 17) – schon gar heute – nicht doch zuerst einmal zum *Um-schau'n* führen? Denn erst, wenn wir der Geschichte des Unheils sehenden Auges den Rücken gekehrt hätten, könnten wir unsern Blick getrost nach vorne richten!

Ich hatte immer wieder darauf hingewiesen, dass *Heimkehr* (in diesem Sinn) nicht mehr die Unterwerfung unter die Väterordnungen bedeuten kann wie die Pastoral der Jahrhunderte dies suggeriert hat; dergleichen würde uns heute bloß naiv, unrealistisch, (psychologisch) gar als krankmachende Regression erscheinen , ist doch alles Faktische irreversibel, und niemand kann sein Leben noch-einmal wie ein Kind von vorne beginnen!

Wo immer aber es einem Vater um die *Selbst-verwirklichung* seiner Kinder geht, muss er – auch im Sinne seiner eigenen *Selbst-transzendenz* – mit-reflektieren, dass das Leben not-wendigerweise über ihn hinauswächst, in ein Unabsehbares hinein, dem er nur auf Knien nachschauen kann.

Ich denke überhaupt, man müsste immer auch einen anderen Topos Jesu mit-bedenken, den wir schon aus den ältesten Schriften kennen – den *Topos des Exodus*: als *Ruf in die Fremde*, der immer auch *Ausgesetztheit* bedeutet, Angst, Armut, Verfolgung , wie er selber es in den Aussendungsreden (Mt 9, 35 – 11, 1) schon mit-bedacht hatte. Auch Abraham – Prototyp allen Weltauftrags, aller Selbsttranszendenz – war dadurch zum Völkervater geworden, dass er *über sich selbst hinaus-wuchs*.
Aus derselben mentalen Wurzel stammt Jesus von Nazaret. Seine bedingungslose Forderung an die Juden, *um der Gerechtigkeit Gottes willen 'alles zu verlassen'* (Lk 18, 28), ist zugleich *Heim-Ruf,* zielt auf nichts anderes als auf die Wiederherstellung der Sozialordnung Gottes. Die aber kann nur ein Werk der Zukunft sein!

Das ‘Kreuz des Leidens und der Erlösung’ das dem Juden Jesus auferlegt worden war, ist kein anderes als das, welches der Gott Jakobs/Israels seinem Volk im Ganzen zumuten und zutrauen wollte. Hätten die Christen unter den Deutschen rechtzeitig erkannt, dass dieses Kreuz, weit davon entfernt ein christliches Privileg zu sein, *das Kreuz und die Befreiung aller* bedeutete, es wären uns die verhängnisvollsten Entwicklungen unserer Geschichte erspart geblieben! In Wirklichkeit gibt es die Kluft gar nicht zwischen dem christlichen Kreuz und dem Kreuz der Befreiung, welches das Volk Israel von Anbeginn durch die Zeiten zu tragen hatte. Der Schöpfung selber ist das Wesen des Leidens als elementarer Charakterzug eingeschrieben. Und wie das natürliche Absterben und schon die *Passion des Er-fahrens* eine Bedingung der Lebenserneuerung ist, so führt aller spirituelle Auftrag notwendig in die Fremde.
Auch gemessen an dem, was jeder selbst in Erfahrung bringen kann, wachsen erst in der Läuterung die nötigen Unterscheidungen, wurzelt erst in der *Leidens- und Schuld-fähigkeit* wahre Erkenntnis, und ohne diese Voraussetzung gibt es auch keine realistische *Chance zur Umkehr!* Mehr als jede Moral (also) muss man die subjektiv und kollektiv erworbene *Fähigkeit zur Selbst -wahrnehmung, Selbst-reinigung und Selbst-überwindung* für die Bedingung allen wahrhaftigen Wandels halten!

Als Patripassianer, wie auch die Juden es sind, bin ich der Überzeugung, dass das Mitleiden Gottes mit seiner Schöpfung in dem, der sich *'Menschensohn'* genannt hat, zwar eine erste Erfüllung gefunden, sich aber noch lange nicht erschöpft hat. Der so wunderbar der noch unvollendeten Schöpfung Gottes *'entsprossen'* war, 'nicht um die Welt zu richten, sondern um sie zu befreien' (Jo 3, 17), hatte mit der *‘Neuen Schöpfung’* vor allem einen *‘Neuen Menschen’* und eine *‘Neue Erde‘* im Sinn, ein neues Menschenbild und eben darum auch ein neues Bild von der Gesellschaft.

Sein stellvertretend für seine Freunde am Kreuz erlittener Tod enthielt mehr als sein (sog.) *Neues Testament* für die Christen, er sollte auch die religio der Juden *er-neuern!* Also hätte nicht ein *Kreuz, das trennt*, dessen Mittelpunkt bilden dürfen, schon um der Juden und der Synagoge willen nicht, die nicht vom Baum des Lebens abgeschnitten werden durften! Niemand hätte dem Volk Israel die ihm gegebene Verheißung abspenstig machen dürfen, auch das Christentum nicht!

Nur das Gedächtnis eines in seiner historischen Gesamtheil im Judentum verwurzelten Lebens Jesu hätte eine dauerhafte *Umkehr für alle, auch für die Juden*, eine wahrhaftige Orientierung auch für ferne Menschen und Zeiten stiften können, wie sie nötig gewesen wäre, das *‘Reich Gottes‘* heraufzuführen, eine Sozialordnung, die sich aus den *‘Strukturen der Welt’* nicht entwickeln ließ, sondern nur aus dem *'Geist der Liebe'*.

Es gehört zu den Mysterien monotheistischen Glaubens, dass das *Erleiden einer unvollendeten Welt* im Katalog menschlicher Tugenden den ersten Rang einnimmt. Das Kreuz Jesu wird offenbar nur fruchtbar, im Maße seine Nachfolger die Unvollkommenheit der Welt – auch ihre eigene Ohnmacht – auf sich zu nehmen bereit sind! Das darf sie freilich keinen Augenblick daran hindern, in den Weinberg des Herrn zu eilen (Mt. 20 – im Gleichnis von den Arbeitern), um ihre Menschenpflicht zu tun.

EPILOG

– nach dem Korrekturlesen –

Plus ultra? Nullo modo!

1

Wird es die Tragik des *Verlorenen Sohnes in der Moderne* sein, *keine Heimkehr* zu finden? Sein so entschiedener Exodus aus dem Vaterhaus, mit welchen Motiven immer, zu dessen selbstmächtigem Vorläufer das *missverstandene Christentum selbst und noch mehr dessen Folgen* gehören, lässt es fürchten.
Ob wir ihn heute noch immer für einen *Landflüchtigen* halten müssen, weil sein Wahn, *die Zivilisation auf die Megastadt zu gründen*, ungebrochen ist? Ob die mit den 70er-Jahren einsetzende neue *Stadtflucht-Bewegung* den neuzeitlichen Nomaden wieder zu einer gewissen *Bodenständigkeit* zurückbringen wird?
Auch *sein daheim-gebliebener sesshafter Bruder* konnte in unserer Zeit ja nicht glücklich werden. Die Industrialisierung der bäuerlichen Landwirtschaft, so zwingend sie der zu Ende gehenden Epoche erschienen war, hat die Entwicklungen auch auf diesem Felde ins Abseits geführt (und das im Westen geradeso wie im Osten).

Wenigstens *eines* könnten heute alle wissen: dass die Wachstumswirtschaft zwangsläufig zum *Ruin der Natur* führt und noch davor zum *Kollaps der gesellschaftlichen Moral!* Eine gewisse Hoffnung lässt sich auf den inzwischen über jede Opposition hinaus verbreiteten Wunsch gründen, auch *vernünftigere* Entwicklungen möchten bis zur Jahrtausendwende wieder zu *nachhaltigeren* Lebensverhältnissen führen.
Dem Wahn der Massen und ihrer populistischen Verführer gegenüber aber wird letztlich nur das Vorbild *qualifizierter Minderheiten* widerstehen können, die ernst-machen mit den Prinzipien von *Selbst-bemächtigung, Selbst-begrenzung und Selbst-transzendenz*!

2

Die Ambivalenz von *Fortgeh'n und Verweilen* signalisiert – um noch für einen Augenblick bei unserm Gleichnis zu bleiben – keine Alternative, löst sich auch nicht auf in den Psychologismus von *Flüchten und Standhalten* (Horst Eberhard Richter). Auch ist eine

einmal getroffene Entscheidung von so großen Dimensionen nicht im ganzen widerrufbar.
Der Mensch – *als ein unvollendetes Wesen, das sich (gleichwohl) in jedem Augenblick entscheiden muss* – wird nicht anders im Paradiese anlangen, als auf Umwegen, die ihn *fort-führen*, auch von sich selbst, immer neuen, schwer vorhersehbaren Horizonten zu. So ist er heute wie noch nie zu einem Fremdling auf Erden geworden. Oder wem wäre es schon gelungen, so etwas wie die *kulturelle Identität dieser Epoche* auszumachen?
Ist die *Selbstentfremdung* schon das Schicksal des Menschen, vermag er sich aber auch selber *ein-zu-holen!* Jedenfalls beginnt er damit, sobald er der *'Paradiese'* gewahr geworden, die er verloren hat. So mögen es heute nicht wenige sein, die danach verlangen, *um-zukehren* auf verhängnisvollen Wegen. Ihnen sei der Trost: dass das schöne deutsche Wort vom *'Bleibe-finden'* nicht auf ein vorfindliches *Zu-hause* weist. Bleibe ist etwas, was der Mensch sich selber immer erst schaffen muss!

3

Noch sind wir nicht am Ende des alten Äons angelangt. Zwar verändern sich seit der politischen Wende von 89/90 einerseits die Dinge schneller, als sie uns zu *neuen Urteilen* befähigen, andererseits will das Zeitalter so gewaltsam zu Ende gehen, wie es begonnen hat. Allzu viele Tränen werden diesem bodenlosen Jahrhundert wohl nicht nachgeweint werden. Nicht einmal das Glück, in *Harmonie mit der Natur* zu leben, hat ihm zuteil werden sollen.
Es sei mir erlaubt, zwei Zitate ans Ende zu setzen, kleine Texte, die ich meinen Notizen von 86 entnehme und die, wie in das ursprünglich geplante *Vorwort, nun vielleicht ganz gut an das Ende meiner Betrachtungen passen:*

Mt 10, 16) – in je neuer radikaler Überwindung aller klein-bürgerlichen 'Umkehrrufe' wie sie infolge psychischer, religiöser. politischer Reaktionsbildungen rundum uns herum regressive, d.h. nachholende bis rückläufige Bewegungen eingeleitet haben. Eine 'Wende' tut in der Tat not, aber eine die den Namen verdient! Dabei wird zu klären sein, was Jesu 'Umkehrruf tatsächlich bedeutet!

Manhartshofen, den 3. Oktober 95

Johannes Kreppel

INDEX

EINFÜHRUNG 8
LATINISCHE REMINISZENZEN 16
ERSTE ANNÄHERUNG 17
ZWEITE ANNÄHERUNG 35
DRITTE ANNÄHERUNG 51
VIERTE ANNÄHERUNG 67
FÜNFTE ANNÄHERUNG 87
SECHSTE ANNÄHERUNG 107
SIEBENTE ANNÄHERUNG 125
ACHTE ANNÄHERUNG 144
EPILOG 166
INDEX 168